



VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expedition:
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Verceins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 27.

Sonnabend, den 5. Juli 1890.

IV. Jahrgang.

Nachwort zur Militärvorlage. — Die sozialen Aufgaben junger Männer. — Nochmals das Recht auf vollen Arbeitsertrag. — Die Ernsts in den Vereinigten Staaten.

Gedicht. — Novelle von Bruno Wille. — Avenersonate. — Die hygienische Wissenschaft, und der Arbeiterschutz II. — Die Frauenarbeit II.

Nachwort zur Militärdebatte.

Der Reichstag ist vertagt. Der große Sieg, den die oppositionellen Parteien am 20. Februar gewonnen, hat sich in dem Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen durchaus nicht bemerkbar gemacht. An Stelle des stark geschwächten Nationalliberalismus traten die Massen des Zentrums und setzten, mit den Konservativen vereint, durch, was die Regierung verlangte. Der Geist Bismarcks schwebte unsichtbar über den Wassern.

Die Verhältnisse sind dieselben geblieben, darum findet auch keine Abänderung der auf diese Verhältnisse zugeschnittenen Politik statt. Wäre das Zentrum bei der Militärvorlage, die das öffentliche Interesse in dieser Session beherrschte, nicht ausschlaggebend gewesen, hätte sich ohne dasselbe eine Majorität von Nationalliberalen und Konservativen gefunden, es hätte wohl Arm in Arm mit dem Freisinn die Einführung der zweijährigen Dienstzeit als Parteiforderung aufgestellt und, da die Regierung sich hierauf nicht einlassen wollte, gegen die Vorlage gestimmt. Heute, wo das Zentrum die Macht besitzt, diesen Forderungen bei der parlamentarischen Abstimmung Geltung zu verschaffen, läßt es sie auf einmal fallen. Sein energischer Widerspruch hätte das ganze Gesetz zu Fall bringen können, wenn die Regierung sich nicht zu der bewußten Gegenleistung, von deren Nothwendigkeit Windthorst auch heute noch überzeugt zu sein vorgiebt, bequemen wollte.

Aber die scheinbare Macht des Zentrums offenbarte eben nur seine Ohnmacht. Der Riese Militarismus ist so gewaltig in die Höhe geschossen, er ist so mit allen Opfern, die er verlangte, gesättigt, daß seinen Wünschen keine der Parteien, die auf dem Boden der heutigen Staatsordnung stehen, mehr kraftvoll zu widerstreben wagt. Eine heilige Scheu, den Dienst Moloch's irgendwie zu stören und damit seinen zerschmetternden Groll auf sich zu laden, herrscht überall. Nur, wer in der glücklichen Lage völliger Redefreiheit dahinlebt, wer — wie der Freisinn — stimmen kann, ohne daß darum am Resultat der Abstimmung etwas geändert wird, mag sich den Luxus erlauben, um dies und das ernsthaft mit Moloch zu dingen. Wer aber die parlamentarische Abstimmung nach eigenem Willen lenken kann, der erschrickt alsobald vor seiner „Verantwortlichkeit“. Er dingt nicht mehr mit dem Götzen, unbesehen giebt er ihm alles hin, er bittet ihn nur, er möchte dies und jenes, was ihm dargebracht wird, von selbst zurückschicken. Siehe Windthorst's Resolutionen.

Der Militarismus ist für die Politik der gebildeten Völker dasselbe geworden, was die Konkurrenz für ihr Wirtschaftsleben ist — ein oberstes Gesetz, dem sich niemand aus eigener Kraft zu entziehen vermag. Ja, der moderne Militarismus ist sogar nichts weiter, als das Prinzip der freien Konkurrenz auf die auswärtige Politik übertragen. Gleich der Industrie, wird auch das ganze Kriegswesen beherrscht von den Fortschritten der modernen Technik. Wie in dem Konkurrenzkampf der einzelnen Unternehmer jeder den andern durch Anwendung der neuesten technischen Errungenschaften zu schlagen sucht, so auch die Staaten in diesem ihrem Konkurrenzkampf. Handelt es sich dort um Waarenabsatz und Profit, so hier um die Bewahrung des Friedens und der nationalen Machtstellung.

Die Politik der europäischen Großstaaten nimmt sich wie das Treiben einer Auktion aus. Die Waare, welche ausgedoten wird, heißt: Friede. Weinahe eine wirkliche

Waare, denn die Teilnehmer an der Auktion machen ihr Angebot in klingender Münze. — Meine Herren, der Friede! Denken Sie sich, es käme zum Krieg!! Nur ein Mittel existirt, dies namenlose Unglück hinauszuschieben: man erhöhe das Militärbudget. Wer, meine Herren, zahlt also für den Frieden? — Und nun kommen die Angebote. Deutschland soviel, Frankreich soviel, Italien soviel u. s. w. — Und der Preis wird mit jedem Angebote weiter in die Höhe getrieben. Die Staaten überbieten sich, denn sobald sie im Angebot erlahmen, sobald sie aufhören, das Geld des Volkes in Soldaten und Kanonen umzusetzen, müssen sie fürchten, daß sie den „Frieden“, dem sie schon so viele Opfer brachten, nun doch verlieren, daß die Nachbarteile über sie hereinbrechen.

Einer späteren Zeit wird dieser Zustand als eine Ausgeburt wahnsinniger Phantasie erscheinen, und doch existirt er und unterwirft sich die unglücklichen Völker, die noch immer ihr Schicksal mit fatalistischer Geduld ertragen. Der Widersinn des freien Wettbewerbes, welcher nur durch das Einzelinteresse durch keine höhere Solidarität geregelt wird, tritt hier auf dem politischen Markte, wo jeder rüftet, um es dem Andern in Nüstungen zu vorzutun und sich durch eigene Kraft so den Frieden zu sichern, am unverschämtesten hervor. Die freie Konkurrenz, das Fehlen jeder gesellschaftlichen, auf dem Solidaritätsgefühl beruhenden Oberleitung, macht den Proletarier zum Knecht des Kapitals, mergelt seinen kräftigen Körper aus, reißt seine Frau und seine Kinder in die Fabrik — belastet ihn als Militarismus mit unerhörten Steuern und drückt ihm schließlich die Muskete in die Hand, damit er im Kriege auf seine ausländischen Proletarier-Brüder anlege.

Wie die unheilvollen Wirkungen der wirtschaftlichen Konkurrenz nur dann beseitigt werden können, wenn die einzelnen Nationen die Produktion dem Privategoismus entziehen und sie im Gesellschaftsinteresse selbstständig leiten, so wird die Konkurrenz um den Frieden mit den Millionen ihrer Armeebudgets erst dann verschwinden, wenn die „auswärtige Politik“ dem Privategoismus der einzelnen Nationen entzogen ist, wenn statt seiner eine internationale Vereinigung ordnend vorsorgt.

Beiden Möglichkeiten stehen mächtige Klassen-Interessen entgegen.

Aber der Sozialismus, der das Interesse der unendlichen Mehrheit vertritt, wird sie niederzuzwingen wissen. Er wird mit der Konkurrenz der Einzelnen auch die staatliche Konkurrenz, soweit dieselbe sich im Militarismus ausdrückt, beseitigen, er muß es, denn das Interesse der Mehrheit verlangt es gebieterisch.

Von den bürgerlichen Parteien aber, welche die Staats- und Gesellschaftsordnung der Gegenwart anerkennen, ist nichts zu erwarten! Wenn sie den Baum wollen, können sie auch gegen die Früchte nichts einwenden. Sie bringen es, wenn es zu Thaten kommen soll, zu — Windthorst'schen Resolutionen.

Die sozialen Aufgaben junger Männer.

Es hat von jeher zwei Richtungen von praktischen Moralisten gegeben, solche, welche mit ihren Ermahnungen und Predigten vorzugsweise eine innere Läuterung des Menschen bezweckten und ihn auf diese Weise entweder im Diesseits oder im Jenseits selig machen wollten, und solche Männer, welche die moralische Erhebung des Menschengeschlechts vorzugsweise durch die Verbesserung der materiellen Lage der Unterdrückten und Elenden herbeizuführen versuchten. Jene Erstere sahen gewöhnlich die äußere Lage des Menschen, seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft, die Größe seines Einkommens und die Art seiner Lebenshaltung als nebensächliche Faktoren für sein wahres Glück an und priesen als das höchste Gut eine innere Zufriedenheit, welche allen Leiden und Entbehrungen trotzen könne und welche dem Weisen selbst auf der Folter ein vollkommenes Glück sichern;

oder sie sahen, wenn sie nicht ganz so weit gingen, die äußeren Uebel unter denen das Menschengeschlecht leidet, die Entbehrungen, die Armut und Ungleichheit als forso majeur an, als Verhältnisse, welche sich durch keine Mittel menschlichen Scharfsinns und menschlicher Thatkraft beseitigen ließen, als Naturereignisse oder wohl gar als weise Verordnungen der Vorsehung, denen sich der Mensch im besten Falle mit dem Gleichmuth des Philosophen oder der Ergebung des Heiligen unterwerfen müsse. Ihre wesentliche Aufgabe erblickten sie nun darin, den Menschen diesen Gleichmuth und diese Ergebung möglichst fest als heiligste Pflicht einzuprägen.

Sollten wir Mr. Coit, den Sprecher der South-Place-ethischen Gesellschaft in London, nach diesem Prinzip klassifizieren, so müßten wir ihn der zuletzt charakterisirten Richtung beizählen. Mr. Coit ist einer der Führer der Gesellschaften für ethische Kultur, welche in Amerika unter der Bourgeoisie eine Anzahl von Anhängern zählen. Diese Männer versuchen es wie so viele frühere Bewegungen, dem durch die christliche Kirche nicht mehr befriedigten religiösen Bedürfnisse in ihrer ethischen Kultur ein Ersatz zu bieten. Zur Charakterisirung dieser Bestrebung, mögen einige von Mr. Coits Ausführungen über die sozialen Aufgaben junger Männer dienen: „Nehmt irgend einen Plan sozialer Reform, welchen ihr wollt, mag es nun der Positivismus sein, der die Lebenden unter die Herrschaft der Todten zu bringen sucht, oder die christliche Kirchenvorstellung, uns in brüderlicher Liebe unter der Führung Jesu zu vereinigen, oder eines unserer industriellen und politischen Heilmittel, wie Co-operation oder die Beseitigung des Privatkapitals und Privatlandbesitzes durch den Staat, wendet euch zu irgend einem Plane der Verbesserung der menschlichen Dinge, den ihr euch vorstellen könnt, sage ich und ihr werdet finden, daß Eines fehlt: Menschen, ihn auszuführen. Denn diese sozialen Ideale, welche einige phantastische Geister gleich himmlischen Gästen verehren und welchen sie zu gehorchen bereit sind, müssen in den täglichen Gedanken von Millionen ganz gewöhnlicher Menschen vertraute Freunde geworden sein, ehe das Volk sie im praktischen Leben zu Führern machen wird. Gegenwärtig werden sie durch Berge von Selbstsucht und Vorurtheil von der Menge ferngehalten, während jene zu beseitigen nur eine handvoll Menschen thätig ist. Aber bereits sehen die wenigen Pioniere jeder Art, daß ihre erste Aufgabe nicht die ist, ihr Ideal in großem Maßstabe in der Politik oder Industrie zu verwirklichen, sondern für die Idee Anhänger zu gewinnen, die Menschen in's Dasein zu rufen, welche sie zu Anwälten, Vorkämpfern und Verteidigern des neuen Glaubens brauchen. Menschen thun Noth, die Seele und Leib hergeben.“

Es muß befremden, daß Mr. Coit, dem speziell die deutschen Verhältnisse aus eigener Anschauung bekannt sind, die von Millionen aufopferungsfähiger Männer getragene Bewegung der Sozialdemokratie nicht in den Sinn kommt. Fehlt es ihren Idealen an Streitern, welche sie auszuführen bestrebt sind? Coits Irrthum ist vielleicht dadurch zu erklären, daß er sich ein absolut verkehrtes Bild von der Erhebung des Menschengeschlechts macht. Er ist zu sehr Bourgeois, um an eine moralische Erhebung der Massen aus eigener Kraft zu glauben. In ihm steckt noch zuviel von jenem hochmüthigen Geiste der alten Ethiker, welche zum Volke herabzusteigen glaubten, wenn sie ihm ihre moralischen Vorschriften gaben. Er kann sich des Gedankens nicht entschlagen, daß die Läuterung des Menschengeschlechtes von oben kommen müsse, daß das arme, unwissende, niedere Volk nur durch die Wirksamkeit von Aposteln in Fraß und Glacehandschuhen zu edler Gesittung emporgehoben werden könne. Dabei hofft er, die Erhebung der niederen Massen zu höherer Sittlichkeit sogar ohne eine radikale Veränderung ihrer materiellen Lage herbeizuführen zu können. Charakteristisch für diese Bestimmung sind folgende Ausführungen:

„Kein Akt der Gesetzgebung, keine Verbesserung in der physischen Umgebung der Menschen kann je befriedigen oder das zum Dasein bringen, was das allgemeine

Verlangen nach menschlicher Theilnahme und edler Freundschaft erfüllen würde. Dies muß direkt, unmittelbar sein, Mensch zu Mensch, und es ist nicht eine natürliche Folge guter Ernährung und Bekleidung. Der Fall der Reichen beweist dies. Sie haben sich mit einem äußeren Paradies umgeben, da die Gesetzgebung Alles für sie gethan hat. Sie haben nicht nur Rechte, sondern auch ausschließliche Privilegien. Aber sind sie auch nur innerhalb ihrer eigenen Klasse irgend edelmüthiger, freundlicher und selbstloser als die niedrigsten Tagelöhner? Ist ihr Leben irgend weniger bitter, jehnen sie sich nicht ebenso sehr und leiden sie nicht in derselben Weise aus Mangel an Liebe und Treue bei Weib, Kind und Freund? Ist es nicht möglich, daß die Reichthümer wachsen und die Menschen sinken? Geben wir durch eine Veränderung unserer Gesetze allen Menschen äußeres Wohlleben: es ist doch möglich, daß das Leben Aller ebenso fade, schal und lästig bleibe, wie das jener selbstfüchtigen Reichen, welche ohne wahres Ziel leben. Vermehrt den Lohn der Arbeiter und macht sie zu Landeigentümern, laßt sie die Freuden des Gaudiums genießen und verfeinert ihre Begierden und schmeichelt ihnen mit klassischer Musik. Aber alle diese Dinge sind besten Falls so oberflächlich, wie Schaum, während die Gegenwart hochsinniger Männer und Frauen eine ganze Gesamtheit von Menschen bewegt und emporzieht, wie der Mond das Meer; und wenn ihr Einfluß auf und durch das Volk wirkt, verlassen die Gedanken des Volkes die bloß äußeren Freuden und Leiden, welche sie zuvor vergnügt und bekümmert hatten, und dringen in unbekannte Tiefen und Weiten des bewußten Lebens; dann wird das Menschendasein ein erhabenes, das Volk wird groß und fühlt sich groß in dem Heroismus seiner Führer. Wenn es zu solchen Zeiten nur genug erwirbt, Hunger und Kälte fern zu halten, verlangt es wenig mehr: die Hauptleiden und Schreden des Lebens sind beseitigt. Es würde daher ein unmittelbarer Segen sein, ein theilweises Heilmittel, es würde eine Absorption aller kleinen Sorgen sein, wenn wir irgendwie eine hinreichende Anzahl von Männern hervorrufen könnten, die mit dem Enthusiasmus der Humanität erfüllt wären und ihn in Werk und Wort bethätigten."

Mr. Coit hat eine Art von Heilsarmee im Sinne, welche viele Tausende von männlichen und wie es scheint auch weiblichen Aposteln unter ihren Fahnen vereinigt, und deren Aufgabe es ist, durch moralische Belehrung ihre Mitmenschen glücklich zu machen. Freilich verkennt er nicht die Schwierigkeit, eine solche zahlreiche Armee unter gegenwärtigen Verhältnissen zusammenzubringen, und rechnet zunächst wesentlich auf freiwillige Rekruten. Ganz eigenthümlich ist seine Ansicht, woher man diese Streiter vorzugsweise nehmen wird. Mr. Coit sagt:

Es giebt einen beständigen Vorrath von Menschen, auf die wir voll Hoffnung blicken dürfen. Zum Glück für die Menschheit kommen die Menschewesen ohne Klassenvorurtheile, ohne Ideen von Eigenthum und Privatkapital zur Welt. Zum Glück auch entwickelt die Familie (welche ein ebenso großer Theil des sozialen Organismus ist, wie das Industriesystem es ist) die sozialen Instinkte in den Kindern und leitet sie an, mit Anderen zu theilen und mitzufühlen, so daß bis zu ihrem sechzehnten Jahre die Burschen in den Häusern der wohlthätigen Mittelklasse — wie angenommen, jener eigensten Verkörperung unseres Industriesystems — in der Empfindung ihrer sozialen Verantwortlichkeit und in dem Gefühl eines gemeinsamen Lebens mit Anderen direkt gekräftigt — wohlgerichtet nur bis zum sechzehnten Lebensjahr!

Dem später, das muß Mr. Coit selber zugeben, tritt der hoffnungsvolle Jüngling in das Geschäft seines Herrn Vaters oder eines anderen moralisch gleichwerthigen Chrens eines solchen sittlichen Familienheiligtums und lernt hier alle die Schliche und Kniffe des Geschäfts, alle die schmutzigen Manipulationen kennen und ausüben, mit denen man heutzutage in möglichst kurzer Zeit ein wohlthätiger Mann wird. Mr. Coit sagt selber:

„Aber er wird bald seine Moral umwandeln, er hat des Vaters Sanktion dafür, sein Vater trieb ihn in's Geschäft, zwang ihn vielleicht hinein, und wenn er ihn in den Wegen der Geschäftsgrundsätze nicht persönlich unterrichtete, so lieferte er ihn doch wirklicheren Lehren aus, welche, da sie niemals dem Jüngling den heiligen Weg der höchsten Gerechtigkeit, Offenherzigkeit und vollkommenen Aufrichtigkeit gelehrt haben, ohne Scham in des Jünglings klarem, verwundertes Auge blicken und ihm sagen können, wie er all den herkömmlichen, selbstfüchtigen Trug des Handels, von dem das Publikum leidet, praktizieren kann.“

In diesen jungen Kapitalisten, welche sonderbarer Weise bis zum sechzehnten Jahre rein geblieben sind, in einem Hause, in welchem die „Erwerb-was-du-kannst-Theorie“ der einzig praktisch gültige Grundsatz für alle erwachsenen Personen ist, sieht Mr. Coit nun die hoffnungsvolle Saat für seine Apostel der Menschheit. Noch eigenthümlicher als diese Voraussetzung ist die Art, wie

sich Mr. Coit die Vorbereitung dieser jungen Männer für ihr späteres Amt vorstellt.

Wer soll sie dazu bestimmen, soziale Reformer zu werden? Der Glaube, sagt man, versetzt Berge. Solchen bergverjüngenden Glauben scheint Mr. Coit in die Wirksamkeit seiner Predigten zu setzen. Er will sich direkt an die Kapitalisten wenden, und von diesen den Unterhalt seiner sozialen Reformen erbitten. Entweder sollen die Eltern selbst ihre Söhne für dieses brodlose Handwerk bestimmen, oder es sollen reiche und gemeinnützige Bürger ihre milde Hand aufstehen, um diese Missionäre der Menschheit gegen Hunger und „entehrende Armuth“ sicher zu stellen. Mr. Coit berechnet, daß ein Einkommen von tausend Thalern für diesen Zweck genügen werde. Damit noch nicht genug, auch an der Geistlichkeit sollen diese Söldlinge des Kapitalismus eine Stütze für ihre Bestrebungen suchen.

„Und ich hege hinsichtlich der Kirchen ebenso die zuversichtliche Hoffnung, daß sie der neuen Anforderung entsprechen werden, wie ich sie hinsichtlich der Mütter und Väter und individuellen Philantropen hege, wenn die Lage ihnen eindringlich klar gemacht wird. Denn die Kirchen sind bereits die erklärten Vorkämpfer der allgemeinen Brüderlichkeit und nichts könnte mit dem Ziele des Stifters des Christenthums mehr in Uebereinstimmung sein. Sicherlich, ohne sich untreu zu werden, sondern vielmehr um sich treuer zu werden, könnten die Kirchen außer der Aufgabe, Theologen zu bilden und zu erhalten, auch die auf sich nehmen, eine gleich große Anzahl solcher Menschen vorzubereiten, welche sich dem Studium [und der Lehre der sozialen Moral widmen.“

Man muß sich zuweilen fragen: In welchem Lande, in welchem Jahrhundert, in welchen Gesellschaftskreisen hat sich Mr. Coit bewegt? Welchen Begriff von der menschlichen Natur und ihren Neigungen hat er sich gebildet? In den Familien der Kapitalisten werden bis zum sechzehnten Jahre philantropische Gesinnungen gezüchtet! Kapitalisten geben ihr Geld dazu her, um Leute zu besolden, welche die bestehende Gesellschaft, wie es zuweilen scheint, ziemlich gründlich umgestalten sollen! Die Kirchen senden ethische Missionäre aus, welche nichts anderes bezwecken, als die lachenden Erben ihres Einflusses auf die Menschheit zu werden!

Aber die Sache ist vielleicht doch nicht so aussichtslos, als es den Anschein hat. Ist es denn so ganz undenkbar, widerstreitet es wirklich so sehr den Interessen des Kapitalismus und der Kirche, junge, intelligente, lehrmäßige, redengewandte Männer in Sold und Brod zu nehmen, um in ihrer Weise moralische Predigt und soziale Reform machen zu lassen? Es ist kein Zweifel, daß von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet die Sache eine gewisse Aussicht auf Erfolg hat. Mr. Coit zeigt selbst ziemlich deutlich den Weg, den die jungen Missionäre unbeschadet ihrer Tausendthaler-Existenz und ohne in die Gefahr „entehrender Armuth“ zu gerathen, einschlagen können. Diese waderen jungen Männer in der gesicherten Lebensstellung, im Gefühl ihrer stotzen Jugend werden in die Dachstuben des Proletariats hinauf, in die Keller des Elends hinabsteigen, werden den Nothleidenden ihre arbeitsscheuen Hände reichen und den Bekümmerten klar machen, daß sie eine Erlösung aus ihrem Elend durchaus nicht in erster Reihe von einer Verbesserung ihrer materiellen Lage zu erwarten haben. Sie werden ihnen zeigen, daß die wahre Quelle ihres Unglücks, ihre unreinen Sitten, ihre Neigung zum Trunk und zu Ausschweifungen, ihr Mangel an Reinlichkeit und Selbstbeherrschung sei. Sie werden ihnen haarscharf beweisen, daß das, was sie entbehren, nicht Speise und Trank, Freiheit und gesunder Lebensgenuß ist, sondern daß ihnen der Zuspruch „hochsinniger Männer und gebildeter Frauen“, reine moralische Unterweisung, Freundschaft und innere Heiligung noth thut.

Leider dürften diese Predigten in den meisten Fällen, gerade aus solchem Munde, bei dem arbeitenden Volke auf geringe Andacht zu rechnen haben. Coit, wie so viele andere Moralisten, verkennt durchaus die Stimmung in den Kreisen der Arbeiter. Andauernde Noth und die so häufig daraus erwachenden moralischen Gebrechen bringen vielleicht zuweilen den Menschen in eine so niedergedrückte Stimmung, daß er vorübergehend selbst in dem herablassenden Zuspruch und dem selbstgefälligen Händedruck eines Pharisäers einen gewissen Trost empfindet — so verschluckt auch der Kranke in der Angst um seine Gesundheit die werthlosen Pillen und Mixturen eines Quacksalbers — im allgemeinen dürfte aber die Stimmung der arbeitenden Klassen nirgends in der zivilisirten Welt eine solche moralische Zerknirschung sein. Ihre Leiden sind schwer, aber nicht durch moralischen Zuspruch zu heilen. Bessere Kräfte bieten ihnen bessere Mittel dar. Ganz im Gegensatz zu dieser moralischen Zerknirschung, die sich nach innerer Heiligung sehnt, schwellt das Herz der arbeitenden Klassen fröhliche Hoffnung auf die Zukunft, ein unermeßliches Gefühl physischer und moralischer Kraft, die Gewißheit des Sieges ihrer guten Sache. Bei dem arbeitenden Volke würden daher jene Tausendthaler-Apostel, gewiß wenig Anklang finden. Nicht mit dem billigen Hochgefühl mäheles eine edle That vollbracht zu haben, würden sie aus den Arbeiterwohnungen heimkehren, sondern wenigstens die besseren und ehrlicheren Naturen darunter, würden sicherlich jene tiefe und aufrichtige Beschämung empfinden, die uns beschleicht, wenn wir jemand moralische Vorhaltungen machen wollten, der weit besser und heldenmüthiger ist als wir. Boll Scham würden sie ihren Gönnern den Sold zurückschicken und zu jenem allein gerechten und wirksamen Gegenmittel

gegen „entehrende Armuth“, zu ehrlicher, Arbeit greifen. Und wenn dann ihre Arbeit sie vor Entbehrung nicht schützen könnte, nun so würden sie eben, wie neun Zehntheile ihrer Brüder, die Mißstände unserer Zeit und unseres Industriesystems mit ertragen müssen. Erst dann werden sie mit den arbeitenden Klassen auf demselben Boden stehen, dieselben Leiden und Freuden kosten, dieselben Interessen und Gefahren theilen und ihre Intelligenz und Thakraft praktischen Zielen zuwenden lernen.

Sie werden dann nicht mehr als hochmüthige Weltweise unter dem arbeitenden Volke mit ihrem dreisten: „Du sollst“ auftreten, sondern als demüthige Schüler Tag für Tag in dem Verkehr mit den rauhen und lauterer Herzen des Volkes gerechtere, aufopferungsvollere und bescheidenere Menschen werden, bis ihr Geist von den Schladen ihrer moralischen Eitelkeit und von den Vorurtheilen ihrer Jugendberziehung geläutert, zum Dienste der Menschheit reif ist.

Nochmals das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag.“

Wer die Geschichte unserer Partei kennt, der weiß, daß zu einer Zeit, wo dieselbe noch in ihren Kinderschuhen stand, die Phrase vom „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ in Presse und Litteratur, in Volksversammlungen und auf Kongressen eine gewisse Rolle gespielt hat. Solcher Irthümer braucht sich unsere Partei nicht zu schämen. Bei einer Bewegung wie der sozialistischen, welche in einer so mächtigen und raschen Entwicklung begriffen ist, waren Mißverständnisse und Mißgriffe sehr erklärlich und werden es auch in Zukunft sein. Andererseits kann eine zeitweilig gehegte irrtümliche theoretische Auffassung einer Bewegung keinen Abbruch thun, welche ihrer Natur nach mit ihrer ganzen Kraft in den wirklichen gesellschaftlichen Verhältnissen wurzelt. Daher auch kommt es, daß sie solche Irthümer spielend überwindet.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag hat seine Rolle so gut wie ausgespielt. Diese Phrase ist heute als überwundener Standpunkt zu betrachten. Die vortreffliche Wirkung unserer Parteilitteratur ist hier unverkennbar. Selten genug wird noch das Recht auf den vollen Arbeitsertrag proklamirt, und wo diese Phrase noch etwa fällt, da folgt ihr wohl die Berichtigung auf dem Fuße nach, wie ich dies vor einiger Zeit in Berlin zu beobachten Gelegenheit hatte. Nichtsdestoweniger mag die Erörterung jener Frage zeitgemäß sein; denn völlige Klarheit ist darüber gewiß am Plage.

Unser holländischer Parteigenosse Nieuwenhuis behandelt in seinem Aufsatz in der „Volktribüne“, der inzwischen auch in die ausländische Presse übergegangen ist (siehe Nr. 6 der Pariser „Idée Nouvelle“) und daher in allgemeinem Interesse zu einer um so gründlicheren Revision auffordert, die ausgeworfene Frage keineswegs in genügend klarstellender und erschöpfender Weise. Auch die in der letzten Nummer erschienene Erwiderung von P. E. erledigt den Gegenstand nicht, wie wir sehen werden.

Für Nieuwenhuis handelt es sich zunächst um den Nachweis, daß das Recht auf den vollen Arbeitsertrag hinfällig, unsinnig ist. Sehen wir zu, was er unter dem „vollen Arbeitsertrag“ versteht.

Der Begriff des vollen Arbeitsertrages ist bisher in zweierlei Weise aufgefaßt worden. Erstens hat man darunter das Arbeitsprodukt des einzelnen Individuums verstanden und zweitens das „volle Werth-Äquivalent“ für das Produkt, welches von dem Einzelnen hervorgebracht wird. Auf die letztere Auffassung wollen wir unten zurückkommen.

Nieuwenhuis hegt die erstere Auffassung. Er begründet daher die Verfehrtheit des Anspruchs auf den vollen Arbeitsertrag mit dem Hinweis auf die Existenz eines weitverzweigten Systems der Arbeitstheilung. Es ist richtig, in einer Gesellschaft, welche auf Arbeitstheilung beruht, kann kein arbeitendes Individuum ein fertiges Produkt als das Produkt seiner Arbeit und seiner Arbeit allein bezeichnen. Der Schuhmacher kann es von dem Schuh ebensowenig sagen, als der Maschinenbauer von der Lokomotive oder der Maurer von dem Hause. Das gilt auch für die sozialistische Gesellschaft; denn sie wird ebenso ein ausgedehntes System der Arbeitstheilung zur Grundlage haben, als die heutige kapitalistische oder frühere Gesellschaftsformen. Also auch in der sozialistischen Gesellschaft wird niemand als alleiniger Urheber eines Produkts angesehen werden können.

Dabei, daß Nieuwenhuis, um die Richtigkeit des eben Gesagten für die sozialistische Gesellschaft näher zu erläutern, verkehrter Weise ein Beispiel aus der heutigen kapitalistischen herausgreift, wollen wir uns nicht weiter aufhalten. Auch dabei nicht, daß er seine eigene Auffassung des „Arbeitsertrages“ nicht festzuhalten vermag, sondern — freilich unbewußt — mit der zweiten oben angeführten durcheinanderwirft, indem er sagt: „Wie ist der Mensch (?) also im Stande, jedem zu bezahlen nach dem Ertrag seiner Arbeit?“

Aber, so richtig die oben berührte Thatsache der Arbeitstheilung ist, so verkehrt ist die daraus gezogene Folgerung, daß mithin in der sozialistischen Gesellschaft der Eigenthumsanspruch eines Mitgliedes derselben auf ein Produkt, welches nicht von ihm allein produziert wurde, ungerecht, also verwerflich ist. Zwischen beiden Sätzen ist nicht der mindeste logische Zusammenhang zu entdecken, wenn auch jeder für sich formell richtig ist.

Wäre nämlich jene Schlussfolgerung richtig, so müßte

sie unbedingte Geltung haben, also richtig sein für jede Gesellschaft, in der Arbeitstheilung existiert. Denn in jeder solchen sind dieselben Voraussetzungen für jene Folgerung vorhanden. Die allgemeine Richtigkeit der letzteren zu fordern, wäre nur streng logisch.

Da fällt es gleich in die Augen, daß die Gesellschaft nicht schon früher die Nieuwenhuis'sche Folgerung gezogen hat. Denn wie steht es in Wirklichkeit heute? Ist da nicht derjenige Eigentümer eines Produkts, der es gar nicht allein gemacht, ja der es überhaupt nicht gemacht und vielleicht gar nicht gesehen hat? Besteht da nicht gerade, was er als unsinnig verwirft, nämlich das Eigentum an fremdem „Arbeitsprodukt“? Und dies, trotzdem die von Nieuwenhuis gemachten Voraussetzungen längst existieren. Wie ist das zu erklären?

Er wird sagen: Das ist eben unsinnig und ungerecht. Mag sein. Damit sind wir aber nicht einen Schritt weiter. Die Empfindung des Unrechts gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Zuständen mag allenfalls ein Symptom ihrer Wandlungsbedürftigkeit sein, giebt aber allein für die Gesellschaft keinen Grund ab, diese Wandlung thatsächlich zu vollziehen. Sie verlangt dazu einen zureichenden Grund: die ökonomische Reife der Gesellschaft für jene Wandlung. Und das ist etwas, was für Nieuwenhuis gar nicht in Betracht kommt. Er begnügt sich vielmehr, auf der Thatsache der Arbeitstheilung eine schlechthin gültige moralische Forderung aufzubauen.

Der Konfusionär, der den vollen Arbeitsertrag beansprucht, sagt: Das ist das Produkt meiner Hände, also gehört es mir. Nieuwenhuis sagt: Das ist nicht das Produkt deiner Hände, also gehört es dir nicht. Beide machen denselben Fehler, indem sie eine schlechthin bindend sein sollende Forderung aufstellen, welche sich mit der Wirklichkeit nicht in Einklang bringen läßt.

Das ist es, was gegen die Argumentation von Nieuwenhuis einzuwenden ist. Auch die Replik gegen seinen Aufsatz trifft hier den Kern der Sache nicht. Alles, was die letztere gegen den „vollen Arbeitsertrag“ anzuführen hat, besteht in Folgendem:

In der sozialistischen Gesellschaft „wird noch immer eine große Menge Arbeitsleistung übrig bleiben, welche sich nicht in einem Produkt darstellt. Die Arbeit von Ärzten, Lehrern ist durchaus nothwendig; da sie sich aber nicht in Produkten darstellt, so muß das Äquivalent für die Leistungen dieser Leute offenbar einen Abzug vom Arbeitsertrag der produktiven Arbeiter darstellen; der Arbeiter wird also nie den vollen Ertrag seiner Arbeit bekommen können, weil ein Theil für unproduktive Dienste abgezogen werden muß.“ Es wird sogleich gezeigt werden, wie wenig erschöpfend diese Kritik des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag ist.

Soweit diese Phrase, um die es sich hier handelt, vernünftiger Weise einen Sinn haben kann, spricht sie dem Arbeiter für seine Arbeitsleistung nicht „sein Produkt, sondern einen gleichgroßen Produktwert, ein Werthäquivalent für dasselbe zu, welches ihm die Gesellschaft auszuhändigen hat. Diese utopistische Forderung ist nicht mehr jenen Datums. Kleinbürgerliche Sozialisten haben sie in England vor mehr als fünfzig Jahren aufgestellt, indem sie die scheinbaren Konsequenzen aus dem Ricardo'schen Werthgesetz zogen. Französische Sozialisten folgten hinterdrein, vor allem Proudhon, dessen phantastisches Tauschbankprojekt die Verwirklichung jener Forderung verhieß. Und zu guter Letzt finden wir in dieser Gesellschaft auch Herrn Eugen Dühring, der in seiner „Sozialität“ durch die Auffindung des wahren „Werths der Arbeit“ jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit sichern wollte.

Diesem Umstande ist es zu danken, daß Friedrich Engels in seiner Schrift gegen den zuletzt Genannten die Forderung nach dem vollen Arbeitsertrag auf ihren wahren Gehalt prüfte und in seiner gewohnten meisterhaften klaren Weise ihren Widersinn schlagend und bündig nachwies.

Mit seiner Untersuchung der Frage erledigt sich jede weitere Kritik derselben von selbst. Wir setzen die markantesten Sätze darüber aus seiner Schrift wegen ihres bedeutungsvollen Inhalts hierher:

„Es ist die charakteristische Eigenschaft aller über den wahren „Werth“ gräbelnden Sozialkonfusionen, sich einzubilden, der Arbeiter erhalte in der heutigen Gesellschaft nicht den vollen „Werth“ seiner Arbeit, und der Sozialismus sei berufen, dem abzuhelfen. Dazu gehört dann zunächst, auszufinden, was der Werth der Arbeit ist; und diesen findet man, indem man versucht, die Arbeit nicht an ihrem adäquaten Maß, der Zeit, zu messen, sondern an ihrem Produkt. Der Arbeiter soll den „vollen Arbeitsertrag“ erhalten. Nicht nur Arbeitsprodukt, sondern Arbeit selbst soll unmittelbar austauschbar sein gegen Produkt, eine Arbeitsstunde gegen das Produkt einer andern Arbeitsstunde. Dies hat aber sofort einen sehr bedenklichen Haken. Das ganze Produkt wird vertheilt. Die wichtigste progressive Funktion der Gesellschaft, die Akkumulation, wird der Gesellschaft entzogen und in die Hände und Willkür der Einzelnen gelegt.“ Die Einzelnen mögen mit ihren „Erträgen“ machen, was sie wollen, die Gesellschaft bleibt im besten Fall so reich oder so arm, wie sie war. Man schlägt seinen eigenen Voraussetzungen ins Gesicht, man ist angekommen bei einer puren Absurdität.

„Flüssige Arbeit, thätige Arbeitskraft soll ausgetauscht werden gegen Arbeitsprodukt. Dann ist sie Waare, ebenso wie das Produkt, wogegen sie ausgetauscht werden soll. Dann wird der Werth dieser Arbeitskraft bestimmt keineswegs nach ihrem Produkt, sondern nach der in ihr verkörperten gesellschaftlichen Arbeit, also nach dem heutigen Gesetz des Arbeitslohns.“

„Aber das soll ja gerade nicht sein. Die flüssige Arbeit, die Arbeitskraft soll austauschbar sein gegen ihr volles Produkt. Das heißt, sie soll austauschbar sein nicht gegen ihren Werth, sondern gegen ihren Gebrauchswert; das Werthgesetz soll für alle andern Waaren gelten, aber es soll aufgehoben sein für die Arbeitskraft. Und diese sich selbst aufhebende Konfusion ist es, die sich hinter dem „Werth der Arbeit“ verbirgt.“ Und, fügen wir hinzu, hinter dem „Recht auf den vollen Arbeitsertrag.“

Nieuwenhuis glaubt mit seiner Widerlegung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag zugleich bewiesen zu haben, daß „niemand nachweisen kann, welchen Theil das Individuum an der Produktion hat.“ In Wirklichkeit hat er etwas total anderes bewiesen; er hat nämlich nur bewiesen, daß in einer Gesellschaft mit Arbeitstheilung das arbeitende Individuum nicht der alleinige und ausschließliche Hersteller eines Arbeitsproduktes ist. Keineswegs ist damit zugleich erhärtet, daß der thätige Antheil des Individuums an der Produktion unbestimmbar sei. Nieuwenhuis aber, hält beides für dasselbe. Die letztere Behauptung bringt nicht nur nicht die Spur eines Beweises auf, sie ist auch grundfalsch. Der Antheil des Einzelnen an der Produktion ist sehr wohl bestimmbar, und diese Bestimmung ist in der sozialistischen Gesellschaft ebenso gut oder noch besser²⁾ möglich, als sich dieselbe in der heutigen Gesellschaft thatsächlich und beständig vollzieht. Sie findet heute ihren Ausdruck im Werthgesetz. Mag sie auch nicht ohne Konflikt vor sich gehen, sie geht vor sich.

Der Verfasser der Replik giebt ein instruktives Beispiel hierfür aus der kapitalistischen Produktion. Auch aus der sozialistischen giebt er ein solches³⁾, an welchem nur auszuweisen ist, daß er dabei eine Begriffsbestimmung aus der Delonomie der Waarenproduktion entlehnt. Er spricht vom Werth der sozialistisch hergestellten Produkte. Für solche Begriffsbestimmung fehlen die Voraussetzungen: private Produzenten, Waarenproduktion. Die gesellschaftlichen Produkte sind nicht mehr Waaren, können sich also nicht mehr als Werthe gegenüberstellen. Ich setze hier ein anderes Zitat aus Engels her:

„Die Gesellschaft schreibt also unter obigen Voraussetzungen den Produkten auch keine Werthe zu. Sie wird die einfache Thatsache, daß die 100 Quadratmeter Tuch meinetwegen 1000 Arbeitsstunden zu ihrer Produktion erfordert haben, nicht in der schielenden und sinnlosen Weise ausdrücken, sie seien 1000 Arbeitsstunden werth. Allerdings wird auch dann die Gesellschaft wissen müssen, wie viel Arbeit jeder Gebrauchsgegenstand zu seiner Herstellung bedarf. Sie wird den Produktionsplan einzurichten haben nach den Produktionsmitteln, wozu besonders auch die Arbeitskräfte gehören. Die Nutzefekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgesehen unter einander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen. Die Leute machen alles ab ohne Dazwischenkunft der vielberühmten „Werthe“. (Engels, a. a. O. Seite 298.)

Es bliebe noch übrig, uns mit der Vertheilung des Gesamtarbeitsertrages in der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft zu befassen. Hier kann man außerordentlich kurz sein. Denn es ist klar, daß es sich hier nicht darum handeln kann, detaillirte Vorschriften zu geben, nach denen diese Angelegenheit geregelt werden soll. Man kann weder als Vertheilungsprinzip hinstellen: jedem nach seinem Bedürfnis, noch: jedem nach seiner Leistung, noch: jedem das Gleiche. Es wäre thöricht, heute den Weg abstecken zu wollen, den die künftige Gesellschaft beschreiten soll.

Die Vertheilungsweise ist bislang immer abhängig gewesen von dem Entwicklungsstand der Produktion und somit der Gesellschaft. Kautsky formulirt daher die hier aufzuwerfende Frage in Richter's Jahrbuch richtig so: „Wir dürfen uns nicht mehr fragen: welche Art der Vertheilung ist die gerechteste? sondern: welche ist die naturgemäße Folge der Einführung der sozialistischen Produktionsweise?“ (2. Jahrg. Seite 89.)

Diese letztere Frage zu entscheiden, würde eine genauere Kenntniß der Gestalt und Funktion der sozialistischen Gesellschaft voraussetzen. Was aber kennen wir heute von ihr? Kaum die allgemeinsten Umrisse. Unsere Kenntniß derselben ist mehr negativ als positiv. Wir können sagen, diese und jene Einrichtung oder Erscheinung in der jetzigen Gesellschaft muß fallen und verschwinden; denn die Richtung der ökonomischen Entwicklung zeigt dies aufs deutlichste an. Daß z. B. die Klassen, somit die Klassengegensätze, die Klassenherrschaft und -ausbeutung und was nothwendigerweise in ihrem Erfolge steht, schwinden müssen, das steht

¹⁾ Engels: Dührings Umwälzung etc., 2. Aufl., S. 300-301.

²⁾ Besser, weil die Gesellschaft die Produktion nach wohlüberlegtem Plan betreibt, die zur Verfügung stehende Gesamtarbeitskraft erfahrungsgemäß kennt und ebenso die Arbeitsmengen, nach Zeit gemessen, welche in den einzelnen Arbeitszweigen verausgabt werden. Daher ist auch der thätige Antheil, den der Einzelne an der Produktion nimmt, leicht bestimmbar.

³⁾ Ein Versehen passiert bei den Formeln für die Arbeitsquanten. Statt v. r. D., w. u. D. $\frac{m}{a}$ muß es heißen: v. D., m. D., $\frac{m}{a}$ D.

greifbar genug vor unserem Auge. Weniger klar aber ist unsere Vorstellung darüber, wie sich die kommende Gesellschaft bis ins Detail gliedern wird. Ja selbst den Weg antizipiren zu wollen, den die ökonomische Entwicklung in der allernächsten Zeit nehmen wird, würde Hellschere erfordern. Eine solche Kenntniß ist heute ebenso unmöglich, wie überflüssig und nutzlos. Verhaltungsmaßregeln für die Gegenwart könnte sie nicht bieten, und für ihre praktische Verwerthbarkeit fehlte jede Bedingung.

Freilich finden sich die Ansätze zu der neuen schon im Schooße der alten Gesellschaft; aber fehlt uns schon die Vorstellung über das Nächstliegende, über die Art und Weise der Geburt des Kindes, so fehlt uns erst recht die Vorstellung über seine Entwicklung sein Wachstum.

Wie kann es daher möglich sein, sichere Details anzugeben, über die zukünftige Vertheilungsweise, da das etwas voraussetzt, wovon wir nur ganz allgemeine Vorstellungen haben. Von diesen ausgehend können wir für die Zukunft gewisse allgemeine Sätze aufstellen. Aber das ist auch alles.

Die Auswüchse der kapitalistischen Gesellschaft werden fortfallen, weil ihre Bedingungen fortgefallen sind. Die Vortheile derselben werden wir, und zwar in erhöhtem Maße, genießen, weil wir auf den Errungenschaften der kapitalistischen Ära weiter bauen. Die Produktion ist aus den kapitalistischen Fesseln befreit und daher einer schrankenlosen Steigerung fähig. Absatzkrisen in Folge von Ueberproduktion auf der einen Seite und Massenelend in Folge von Mangel an den einfachsten Lebensbedürfnissen auf der anderen Seite sind unmöglich gemacht. Die Gegensätze von Armuth und Reichtum gehören dann der Geschichte der Vergangenheit an. Die Möglichkeit, vermittelst der gesellschaftlichen Produktion allen Gesellschaftsgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist und von Tag zu Tag reicher wird, sondern die ihnen auch die vollständige freie Ausbildung und Bethätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert, diese Möglichkeit ist jetzt zum ersten Male da, aber sie ist da.“ (Engels.)

Das können wir mit voller Sicherheit sagen, darüber hinaus können wir nicht.

Das Schauspiel ist noch gegenwärtig ein alltägliches, daß Historiker sich die Vergangenheit nach ihren Begriffen und Ideen von heute zurecht konstruiren und ausmalen; wir wollen nicht in den entgegengegesetzten Fehler verfallen, indem wir die Zukunft in die enge Vorstellungswelt einzwängen, in welcher nur die Gegenwart Platz hat.

Paul Fischer.

Die Trusts in den Vereinigten Staaten.

× Dem in der vorigen Nummer erwähnten Aufsatz der „Contemp. Rev.“ über die Entwicklung der amerikanischen Trusts entnehmen wir folgende charakteristische Angaben.

Ein Trust ist eine Vereinigung von Unternehmern, die in derselben Branche arbeiten, und hat den Zweck, die Konkurrenz zu vernichten und ein Monopol herzustellen. Nicht alle Monopole sind Trusts; aber alle Trusts sind Monopole oder wollen es wenigstens sein. Es ist das ein weiterer Ausbau der sogenannten „Pools“. Ein Pool war eine zeitweilige Verbindung, um die Preise künstlich in die Höhe zu treiben. Der Trust ist ein dauernder Pool und ein auf höchst solider Basis gegründeter. Er ist nicht eine Verbindung einzelner Kapitalisten-Individuen, sondern ganzer Kapitalistengruppen, die einem Direktorium, sog. Trustees, unterstehen. Die bundesstaatliche Verfassung der amerikanischen Republik ist der Gründung solcher Trusts noch ganz besonders günstig. Während sie dem Anschein nach den Gesetzen in keiner Weise zuwider laufen, treten sie es in Wahrheit unter ihre Füße.

Die Arten, einen Trust zu Stande zu bringen, sind mannigfach, aber ihr eingeständenes Ziel ist immer dasselbe: alle Konkurrenz zu beseitigen, das Angebot zu verringern und die Preise zu erhöhen. Meistentheils wendet man folgende Mittel dazu an: jeder Partner, der in einen Trust eintreten will, verwandelt seine Fabrik in ein Aktienunternehmen, wenn sie nicht bereits die Form einer Aktiengesellschaft hat. Das ganze Aktienkapital derjenigen Betriebe, die in ihrer Gesamtheit den Trust bilden, wird dann bestimmten Personen, den schon erwähnten Trustees, überliefert. Dafür stellen die Trustees Bescheinigungen über den von jedem Partner eingelieferten Aktienwerth aus. Die Trustees, welche den ersten Anstoß gegeben haben und die Hauptlieferanten des „getrusteten“ Artikels sind, erhalten dann als die größten Aktionäre selbstverständlich auch die Hauptmasse der Trustscheine. Sie wählen die Direktoren — wenn sie Lust dazu haben, sich selbst — bestimmen die Agenten und organisiren Alles. Das ganze System ist streng zentralisirt und die Direktoren haben die höchste Vollmacht. Sie ordnen die Produktion, sie kontrolliren den Markt. Sie können die Preise beliebig erhöhen und herabsetzen und, wenn sie es für nöthig halten, zum Trust gehörige Fabriken schließen. Die Thatsache, daß in einer Fabrik nicht gearbeitet wird, vermindert darum übrigens nicht den Profit der Besitzer. Die Gewinne werden — ob eine oder zehn Fabriken arbeiten — gleichmäßig unter alle Inhaber von Trustscheinen vertheilt. Voraussetzung ist, daß die Direktoren ihr Geschäft aufs beste verstehen und im allgemeinen Interesse thätig sind. Man vertraut ihnen ganz und gar. Dies Vertrauen und die Klammern der Profitmuth halten die Partner zusammen. So werden die früher streitenden Interessen in einen Bund gebracht, der in höchst geschickter Weise dem Gesetze zu entgehen weiß.

Soviel über die Organisation der Trusts! Manche derselben haben sich aus „Pools“, „Korners“ oder „Combinés“, kurz irgend einer Art zeitweiliger und unsicherer Kartellen entwickelt; oft entstehen sie auch ohne eine solche Grundlage. Die Hauptfabrikanten eines Industriezweiges nehmen die Sache in die Hand, sie stellen ihren Kollegen das Ruinirende der Konkurrenz und die Vortheile eines Trustmonopols vor. Die lockende Aussicht auf Preiserhöhung, Lohnrückerei, auf Ersparnisse beim Anschaffen neuer Maschinen und beim Annonzieren wesen thut, was sie soll. Die Braven reichen sich die Bruderhand zum Bunde.

Ist der Trust fertig, entdeckt man schnell, daß in der betreffenden Branche Ueberproduktion vorhanden sei. Und nun beginnt man, um dem Uebel abzuhelfen, eine und die andere Fabrik zu schließen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Trusts lieber Güter zerstören, als sie auf den Markt bringen. Die in der Lohnbewegung hervorgetretenen Arbeiter werden aufs Pflaster gesetzt oder in ihrer Löhnung verläßt. Dann wenden sich die Direktoren gegen gewisse Konkurrenten, die sich von den Verlockungen der Trustgründer durchaus nicht fangen lassen wollten, und stellen sie vor die angenehme Wahl, entweder doch dem Trust beizutreten oder Bankrott zu machen. Bleibt der Unternehmer auch dann dem Trust fern, so geht dieser mit seinen Preisen herunter, setzt alle seine Fabriken in Gang und überflutet den Markt mit billiger Waare. Der Trust setzt das — unter Beihilfe von Eisenbahngesellschaften und anderen ihm befreundeten Korporationen — so lange fort, bis die Widerharigen zur Vernunft gebracht sind. Dieses Mittelchen ist bis jetzt noch nie ohne Erfolg gewesen und die Nicht-Trustleute haben schließlich sich alle angeschlossen oder Bankrott gemacht. Kleinere Konkurrenten, welche den Geschäften des Trust nicht ernstlich Abbruch thun können, überläßt man wohl sich selbst, ebenso duldet man die, welche so weit entfernt wohnen, daß sie aus diesem Grunde unschädlich erscheinen. Manche Trusts sind eben rein lokale Vereinigungen, wie z. B. der Milchtrust in New-York und der Gasttrust in Chicago. Andere beschränken sich auf einzelne Staaten und brauchen deshalb eine Konkurrenz in anderen Staaten nicht zu fürchten. Allein die Transportkosten verhindern schon Konkurrenten, die 3000 Meilen abseits wohnen, die Interessen des Trust wirksam zu bedrohen. Aber freilich, es giebt auch Trusts, welche nicht auf einzelne Staaten oder Gegenden eingeschränkt sind, sondern sich über den ganzen Kontinent von Nordamerika erstrecken.

Die im Vorigen geschilderten Trusts sind durchaus moderne Vereinigungen. Der Petroleum-Trust, welcher Bahn brach und den späteren Trusts als Muster gedient hat, bildete sich im Jahre 1882. Der Baumwoll-Dele-Trust und der Zucker-Trust folgten, aber erst seit 1887 wurde das Wachstum der Trusts beunruhigend. In diesem Jahre erfolgte der erste Stoß gegen die Trusts. Die öffentliche Aufmerksamkeit wandte sich ihnen zu und eine Preßkampagne begann. Zur Zeit der Präsidentenwahl wurde der Ansturm allgemein. Die gesammten Demokraten und ein bedeutender Theil der Republikaner verurtheilten die Trusts.

Im Winter 1887-88 fanden parlamentarische Untersuchungen über die Wirksamkeit der Trusts statt, die viel zur Aufklärung des Publikums über diesen Punkt beitrugen. Man hoffte, die Gesetzgebung würde einschreiten; und so lange die Vorbereitungen für die Präsidentenwahl im Gange waren, trat ein Stillstand in der Gründung von Trusts ein, sobald es sich jedoch herausstellte, daß die Partei der Schutzöllner gesiegt hatte, brach das Trustfieber von neuem aus. Zwar wurden im vergangenen Jahre in verschiedenen Bundesstaaten gesetzliche Maßregeln eingeführt, um die Bildung von Trusts zu

verhindern und die bestehenden zu unterdrücken, aber sie blühen noch immer und es giebt ihrer jetzt mehr als je zuvor im Lande. Die Aufzählung der durch Trusts monopolisirten Artikel nimmt volle 10 Zeilen des englischen Journals, dessen Bericht ich folge, in Anspruch, und dabei ist dieselbe, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, bei Weitem nicht vollständig.

Der schon oben als bahnbrechend erwähnte Petroleum-Trust hat unter allen diesen Vereinigungen die größte Macht. Er wird darum auch am meisten gehaßt. Die Mitglieder heben hervor, daß unter seiner Herrschaft durch Ersparnisse im Produktionsprozesse die Preise hätten herabgesetzt werden können. Der Trust wirke also zum allgemeinen Besten. Der englische Artikelschreiber hebt dagegen hervor, daß, wenn auch der Preis herabgegangen, dies doch durchaus nicht in dem zu erwartenden und der Produktionserleichterung entsprechenden Grade geschehen sei; von 1861 bis 1872 betrug der jährliche Preisrückgang etwa 10 Prozent, von 1872 bis 1881, als eine Art Kartell die Leitung übernahm, etwa 7, seitdem aber unter Herrschaft des Trust nur 2 Prozent im Jahr.

Alle erdenklichen Mittel hat dieser Trust angewandt, um seine Uebermacht aufrecht zu erhalten. Er hat sich mit andern Korporationen verbunden, die ihm sein Monopol schützen helfen — besonders mit Eisenbahn- und Handelsgesellschaften. Eine seiner Lieblingsmethoden, um Konkurrenten vom Markte zu verdrängen, war, für das eigene Petroleum Frachtpreisermäßigungen zu erlangen, während die Konkurrenten für Beförderung ihres Produktes höhere Transportkosten zu tragen gezwungen wurden. Einmal erhielt der Trust von Eisenbahngesellschaften sogar einen Rabatt, der sich pro Monat auf etwa eine halbe Million Dollar belief.

Sehr bedeutend ist ferner der Zucker-Trust, dessen Existenz durch die ausbeuterisch hohen amerikanischen Schutzöllner und Ausfuhrprämien ermöglicht wird.

Ein Trust ruft den andern hervor. Als die Zuckerraffineure den Markt zu kontrollieren begannen, folgten die Fabrikanten von Schleim- und billigen Traubenzucker, der zu Verfälschungen gebraucht wird, ihrem Beispiele und schlossen sich zu einem Trust zusammen. Als der Stahlring auf die westlichen Pflugfabrikanten drückte, bildeten sie ihrerseits einen Trust und drückten die Farmer, die nun gleichfalls an eine Vereinigung denken, um diesem Stoße wieder zu begegnen.

Ein sehr mächtiger Trust existirt für Leinöl. Er bildete sich im Januar 1877, wie immer, weil zu viel von der Waare auf dem Markte angeboten wurde. In dem folgenden Jahre stieg der Preis von 38 auf 52 Cents für die Gallone und beträgt jetzt 61 Cents, während dasselbe Leinölquantum in England 34 Cents kostet. Der Trust ist aber auch durch einen Zoll von 54 Prozent des Waarenwerthes geschützt. Die Preissteigerung seit der Organisation des Trust ist offenkundig reiner Profit. Bedenkt man außerdem die Ersparnisse im Produktionsprozess und den Preisdruck, welchen sich die Leinöl verkaufenden Farmer gefallen lassen mußten, so bekommt man eine Vorstellung davon, welche Bereicherungsmaschine der Trust für seine Mitglieder ist.

Der Amerikaner kommt nie in seinem Leben von den Trusts los. Der kleine New-Yorker erhält schon seine Milch von einem Trust, der sie für 3 Cents pro Quart von den Farmern kauft und an das Publikum zu einem Preise von 7—10 Cents das Quart absetzt. Wenn er zur Schule geht, wird seine Schiefertafel von einem andern Trust geliefert, welcher den Preis für Schiefertafeln um 30 Prozent gesteigert hat und, Dank dem Protektionssystem, seine besten Tafeln nach England und Deutschland schickt. Braucht der amerikanische Junge einen Bleistift, so muß er sich wieder an einen Trust wenden, welcher sich in Amerika 1/4 mehr als im Aus-

lande für Bleistifte zahlen läßt. So geht es in un-muthiger Reihenfolge das ganze Leben hindurch. Auch im Tode bleibt der Trust dem freien Bürger der Vereinigten Staaten treu. Er ist es, der dem New-Yorker Sarg und Grabstein liefert.

Und dabei schießen noch immer neue Trusts aus dem Boden empor. Kaum ein Tag vergeht, an welchem die Zeitungen nicht die Gründung irgend eines neuen Ringes ankündigen. Daneben existiren aber auch noch viele thatsächliche Monopole, die sich nicht als Trusts rubriziren lassen. Beinahe der ganze Bergwerksreichtum ist in der Hand von Monopolisten, so vor Allem Zink und Kupfer. Die großen Eisenbahngesellschaften besitzen unermeßlich große mineralhaltige Bezirke. Die reichen Anthracit-Kohlenfelder Pennsylvanias erstrecken sich über 300 000 Acres (1 Acre = 40 1/2 qm), und Zweidrittel dieses Gebietes gehört 7 Eisenbahngesellschaften, welche zusammenwirken, um den Preis in Gegenden, wo sie Konkurrenz haben, zu drücken und ihn da, wo sie ein Monopol besitzen, in die Höhe zu treiben u. s. w.

Zum Schlusse betrachtet der Verfasser die verschiedenen Akte der Gesetzgebung, durch welche sich die amerikanischen Staaten gegen die Ausbeutergesellschaften der Trusts zu schützen suchen. Die Aussicht auf Erfolg scheint dabei sehr gering. Freilich mehrere Prozesse sind schon gegen Trusts anhängig gemacht, aber im Allgemeinen manipuliren diese so geschickt, daß sie zwischen den Maschen des Gesetzes durchschlüpfen. Sie appelliren von Gericht zu Gericht, siedeln von einem Bundesstaat in den andern über oder greifen zu irgend welchen anderen Mitteln, um den Gerichtshöfen zu entgehen.

Was ist denn aber zu thun, um der Trusts Herr zu werden, wenn das Gesetz so wenig gegen sie auszurichten vermag? Das beste Mittel in der heutigen Wirtschaft wäre die Durchführung des Freihandels, da die durch Schutzöllner erzielte Ausschließung der fremden Konkurrenz so vielen Trusts den Boden ebnet. Doch auch das wäre keine Radikalkur. Nicht alle Trusts sind auf die Hilfe des Schutzöllnes angewiesen, und wer bürgt dafür, daß sich nicht internationale Trusts bilden?

Sicherlich, diese Wucherungen werden sich nicht mehr beseitigen lassen. Aber wie alle Uebel des kapitalistischen Systems neben ihrer niederdrückenden und schlechten eine revolutionäre Seite haben, so auch die Trusts. Politisch wie ökonomisch arbeiten sie dem Sozialismus vor*).

* Vergl. den Artikel „Die Trusts und die ökonomische Entwicklung“ in der vorigen Nummer.

Der Belagerungsstand über Leipzig ist Sonnabend, den 28. Juni, erloschen. Derselbe wurde am 28. Juni 1881 auf Antrag der sächsischen Regierung vom Bundesrath verhängt. Was seit dieser Zeit an Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Verböten, Prozessen und Ausweisungen dort geleistet worden, ist den Arbeitern zur Genüge bekannt. Nur soviel sei bemerkt, daß während dieser neun Jahre über 160 Personen aus Leipzig ausgewiesen worden sind, wovon ca. zwei Drittel Familiendäter waren. An Zeitungen wurden während dieser Zeit verboten: „Der Beobachter“ und das „Volkblatt“. Von Organisationen wurden verboten: der Fachverein der Metallarbeiter 1886, jener der Tischler 1886, die Reise- und Begräbnis-Kasse des „Gewerkschaftler“ 1881. Die Zahl der Versammlungsverbote ist Legion. Die Höhe der vom Gericht ausgesprochenen Freiheitsstrafen beträgt Summa Summarum mindestens 200 Jahre! Welche Masse von Jammer und Elend, von Suizid und Empörung bedeutet das! Und was haben diese 200 Jahre der Bourgeoisie genützt? Der 20. Februar hat darauf geantwortet so klar, so eindringlich und niedererschütternd, wie wir es irgend wünschen konnten.

Wegen des Wohnungswechsels der Druckeri und Expedition versenden wir die Reichstagsbeilage mit nächster Nummer.

Fachverein der in Buchbindereien u. verwandten Betrieben beschäftigten Arbeiter

Ausserordentliche General-Versammlung

am Sonnabend, den 5. Juli, Abds. 8 1/2 Uhr, im Kaulenbüchischen Clubhaus, Annenstr. 16.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag über: „Massenhochmuth“. Referent: Herr Reus.
2. Stellungnahme zu dem bisherigen Verhalten der Junung gegenüber unseren Forderungen.
3. Verschiedenes und Fragelasten.
4. Aufnahme neuer Mitglieder.

Mitgliedsbuch legitimirt.

In Anbetracht der hochwichtigen Tagesordnung ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes zu erscheinen.

Der Vorstand.

NB. Der unentgeltliche Arbeits-Nachweis des Vereins befindet sich Dresdenerstraße 116. Geschäftsstunden: Wochentags von 12—1, Abends von 8—9 Uhr, Sonntags von 10—11 1/2 Uhr. Derselbe ist auch für Nichtmitglieder. Telephon-Anschluß: Amt 9a Nr. 578.

Billets, sowie Placate zu dem am 26. Juli stattfindenden Sommerfest in der „Neuen Welt“ sind in der Versammlung und in allen mit Placaten belegten Lokalen zu haben.

Allen Schuhmachern empfehle meine

Schäfte-Fabrik

nebst Lager. Bestellung nach Maß reel u. billig.

H. Bühl,
Raunynstr. 74, S. P.

Rechts-Bureau

Hildesheim, Langerhagen 1675.
Nur die Hälfte der Anwalts-Taxe.

Hermann Jacobs.

Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

Sonntag, den 6. Juli 1890:

Familien-Ausflug n. Treptow-Ablageweg

Treffpunkt Nachmittags 3 Uhr in Louf's Restaurant.

Montag, den 21. Juli:

zur Feier des 1. Stiftungs-Festes

Großes Sommer-Fest

in der Gräflich Reichshauschen Brauerei, Stralau.

Billets à 20 Pf. sind bei den Vorstands-Mitgliedern und in den mit Placaten belegten Handlungen zu haben.

Der Vorstand.

Verein der Fabrik-Arbeiter Cottbus.

Sonnabend, den 12. Juli d. J., Abends 8 Uhr im Wobuser'schen Konnerthause

1. Sommerachts-Ball.

Program:

Konzert (gesammte Lip'sche Kapelle und Männergesangsverein „Liedeslust“, Theater. Ball.

Eintrittskarten sind nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarten zu haben bei:

Carl Lemandowski, Neustädterplatz 446 1 Et.,
Dermann Martin, Neustädterstraße 333,
Carl Röhle.

Das Fest-Komitee.

NB. Sonntag, den 13. Nachfeier. Kinderfest. Von 3 Uhr ab Unterhaltungs-Konzert.

Görlitz und Umgegend.

„Berliner Volks-Tribüne“ und „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ zu beziehen durch

H. Bennewitz, Görlitz,
Hohestraße Nr. 5.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend

Mitglieder-Versammlung

am Montag, den 7. Juli, Abds. 7 1/2 Uhr in Gränder's Lokal, Schwerinstr. 13.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag über: „Arbeiterchutz-Gesetz“ (Referent W. Berner).
2. Diskussion.
3. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

NB. Die Versammlung wird präzis 8 Uhr eröffnet.

Der Vorstand.

Galanterie- Kurz- und Zündwaren Wilhelm Kahl

Berlin SO., Reichenberger-Straße 17.

Medaillen, Rangkettenknöpfe, Gravirarmbänder, Broches in Bernstein, Perlmutter und Metall, Streichholzgehäusen, Uhrgehäusen mit den Bildnissen bewährter Volksmänner.

Bilderverkauf: Bist, Kabinet und größere

Gruppenbilder

der sozialdemokratischen Fraktion

Photographie

Kabinet 50 Pf., Größe 21/24 Ctm., 1 Mt., Größe 24/33 Ctm., 1.75 Mt., Größe 45/49 Ctm., 3.50 Mt.

Billigste Bezugsquelle f. Händler u. Daustler.

Cottbus.

Wohnungsveränderung.

Vom 1. Juli d. J. befindet sich meine Wohnung

Neustädterplatz 446 (Schmid'sches Restaurant) 1 Et.

Carl Lewandowsky

Reise-Expedient aller Zeitungen und Bücher der Arbeiter-Literatur.

Verein d. Sattler u. Fachgenossen.

Sonnabend, den 5. Juli, Abends 8 1/2 Uhr in Deigmüllers Salon, Alte Jakobstr. 48a., geschlossene Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes; 2. Abrechnung des 2. Quartals; 3. Erziehung des 2. Vorstands; 4. Wahl der Revisoren; 5. Verschiedenes und Fragelasten.

Um zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Hierdurch die ergebene Anzeige, dass wir vom 1. Juli ab unsere

Buchdruckerei

nach

Elisabeth-Ufer No. 55

(am Engelbecken)

verlegt haben.

Wir bitten, uns das bisher entgegengedachte Wohlwollen auch für die Zukunft angedenken zu lassen.

Hochachtungsvoll

Manner, Werner & Co.
Buchdruckerei.

Empfehle den deutschen Genossen Photographien vom

Duellplatz Lassalles

mit dem im letzten Frühjahr gestiegenen Denkstein (in Kassa, bei Gens) zum Preise von 50 u. 75 Pf.

O. Meisinger, photographische Croco d'Or 29, Genf. Wiederverkaufern gewähre Rabatt.

Ein Märtyrer.

Jetzt sollt ihr hören ein rauhes Lied,
von Jagd und Erbarmen leer!
Der Winternachtssturm schreit im Riet
und peitscht das Schiff wie feu umher;
vor seinem Schnauben erstarrt das Moor,
zertrüben die Winde, zerbricht das Rohr.

Die Hüfte umbeugt er am Haiderand
und schüttelt die Pfosten der rissigen Wand
und reißt an den Haspen und Sparrten,
daß im Froste sie kreischen und knarren
und drinnen die Kinder erschauern
und dichter zur Mutter sich kauern.

Die Streck von Aengsten dumpf gerührt
zum Vater, der finstler mit häßlicher Faust
Flugschriften zu Stößen und Ballen schnürt,
die bittenden zitternden Hände:

„Ach, Mann! geh nicht durchs Moor! mir graust!“
Doch stumm aus dem Faden ein Blatt er zaust,
und weist ihr die Worte am Ende:

„Reich preßte den Menschen in Schmach und Aht,
weil Jeder nur immer sich selber bedacht,
so habi ihr euch selber zu Aechten gemacht;
drum schart euch, ihr Schwachen, zusammen!
Stüzt Rücken an Rücken zum rettenden Meer,
so schwellen die Wellen zum donnernden Meer,
die Fündchen zu tausenden Flammen!“

Die Waden ihm zuden, hart er spricht:
„Drum bettle nicht! drum qual mich nicht!
Ich hab's den Genossen geschworen:
Der Wabtruf muß heut noch hinüber ins Dorf,
sonst mach' ich den Sieg uns verloren!“

„Geh nicht, geh nicht! was schiert der Sieg
dein Weib und die jammernden Kleinen!
„Geh nicht, geh nicht, — die zweite Nacht
das Eis erst sieht! o Gott, es tracht,
es bricht! o sieh mich weinen!“

Es schreit zum Himmel! dein Leben ist mein. —
Da flackert sein Auge von Horn und Bein:
„Schrei lieber zu Teufel und Hölle!“
und grimmig wuchert die Last er hoch
und knirscht, schon tritt er die Schwelle:

„Hat's etwa dein Herrgott zu Dank Dir gemacht,
daß Morgen um Morgen ich muß in den Schacht
die Knochen für Hungerlohn tragen!
Und sollst mein Leben nicht Eine Nacht
für Glück und Gerechtigkeit wagen?“

Lehwohl!“ — Ins Schloß die Klinkt knallt.
Die Windsbraut stöhnt und ächzt im Schlot.
Des Wondes Sitze blank und kalt
am fahlen Horizonte droht.
Der Bergmann glüht; er trieft von Schweiß.
Die Thränenströme klammern im Eis
des Wondes bleiche Blide.

Der Bergmann glüht, der Bergmann leucht,
doch bald, dann hat er die Brüder erreicht,
schon glipern — da knirscht's, da biegt es sich sacht —
ein Hülsegestammel — da spellt es und tracht
und schollert — ein Seufzer verbrodelt im Moor, — —
schillt winzelt's im Schill, hoh! röhelt's im Rohr,
hui! jähst es und pfeift's in den Winde . . .

O rauher, o rauher, mein rauhes Lied!
kein Wittengewimmer, kein Waisengestöhn!
nach Opfern schreit der Sturm im Riet! —
Doch fernher rauscht der Frühlingssöhn;
dann beben die Schollen, es spricht die Saat,
die Ernte der Schnitter des Glends naht!

Dann schmilzt im Sturm das morsche Eis,
dann wüht er die Opfer empor vom Grund,
die Helden alle, die Niemand weiß, —
und jedes Todten verwitterter Mund
wird kassend gen Himmel dann blicken
und tausend Lebendige wecken!

Richard Dehmel.

Das Glöckenspiel.

Von Bruno Wille.

Diese vier Treppen, ah! Lange halt ich's nicht
mehr aus! Die Lunge muß ganz zerfressen sein.

Erschöpft klammerte sich der schwächliche junge Mann
an das Treppengeländer und rang nach Athem . . . ah!
Er starrte in die Gasflamme, welche bläulich und ängstlich
sprühte.

Drinnen rasselte die Nähmaschine. — Sie arbeitet
noch . . . das arme Kind!

Er trat an die Thür und klopfte. Das Rasseln
verstumte, und kurz darauf fragte Lieschen dicht hinter
der Thür: „Wer ist da?“

„Ich!“

Innen wurde aufgeriegelt, Freude flog über Lieschens
Gesicht, und sie preßte ihren Fritz zärtlich an sich.
„Mein armer Schatz! Ach, so ganz außer Athem! Und
so eiskalte Hände! Komm, setz dich hier auf's Bett!
Gleich mache ich dir Kaffee.“

Sofort war sie am Heerde, hob mit dem Feuerhaken
die eisernen Ringe von der Platte, so daß die Gluth
ihr gutherziges Gesicht ansahnte, nahm dann den Topf,
ließ aus der Leitung Wasser hineinschießen und setzte den
Topf aufs Feuer.

Fritz saß auf dem Bette und hustete. Lieschen
kauerte vor ihm nieder, legte ihre Arme auf seine Kniee
und schaute ihm mit ängstlicher Zärtlichkeit in das edel
geschnittene, fast noch bartlose Gesicht. Ach, wie war
er abgezehrt! Und diese unheimliche, kreisrunde Fieber-
röthe unter den Wadenknochen! Arbeit hat er auch

nicht gefunden, das sieht man ja gleich. „Nichts gefunden?“
fragte sie schüchtern.

„Nichts!“ entgegnete er tonlos.

Sie schlug die Augen nieder und streichelte ihm
schweigend die magere, zarte Hand, welche so lange
keinen Meißel geführt hatte. — Drunten auf der Straße
piketen die Arbeiter, und ferne polterte dumpf ein später
Rollwagen. — Fritz faßte Lieschens Kopf und drückte
seine Lippen auf ihr Haar, wie auf etwas Heiliges.

„Warum arbeitest du noch so spät?“ fragte er vor-
wurfsvoll.

„Ich muß morgen früh liefern.“

„Liefere?“ sagte er mit bitterer Behmuth. „Du
hast noch Lust zu . . .“ Der Gram würgte ihm die
Kehle. „Mir ist jetzt alles gleich . . . wirklich furchtbar
egal! Heute war's das letzte Mal, daß ich mich bemüht
habe. — Wo zu auch? Mit mir ist es ja doch aus!“

„Ihr traten die Thränen in die Augen, und sie
schmolzte: „Nun sprichst du schon wieder so!“

„Aber, liebes Kind, es ist doch wirklich so. —
Wenn's Frühling wird . . . Karl ist ja auch im April
gestorben.“ Er starrte nach der Lampe, welche vor dem
Manfardensfenster über der Nähmaschine hing. Er schien
in die Zukunft zu sehen; er that es kalt. Plötzlich aber
zitterte Angst in seinem schwarzen Auge, er riß es ver-
zweifelt auf und sagte fast wimmernd: „Aber du! Was
sollst du dann anfangen?“

Ein langgezogener, unendlich schmerzlicher Schrei
antwortete ihm. Lieschen klammerte sich an ihn, als
wolle sie ihn festhalten, drückte ihr Gesicht in seinen
Schooß und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Es würgte ihm die Kehle und drückte ihm das
Herz ab. „O weine doch nicht, weine nicht, mein liebes
gutes . . .“ rief er und begann gleichfalls zu schluchzen,
rauh und krampfhaft zu schluchzen.

Nun sah Lieschen thränenden Auges zu ihm auf,
erhob sich, setzte sich neben ihn und drückte und streichelte
ihn flehentlich: „Sei still, o sei doch still!“

Allmählich beruhigten sich Beide. Lieschen trocknete
ihrem Fritz die Thränen ab. „Warum sollen wir uns
denn grämen? Wir wollen lieber . . . lustig sein.“

„Du hast recht!“ entgegnete er matt. „Was kommen
muß, kommt ja doch. Ich bin ja auch nur . . .
Deinetwegen so bange. Wenn ich nur wüßte . . .“
„Ach, laß doch! Mehr wie sterben kann ich ja auch
nicht.“

Er blickte sie groß an. „Doch! Du kannst wohl
mehr wie sterben. Das ist es ja eben! Der Tod . . .
ja, das ist nicht das Schlimmste . . . aber . . .“

„Nun, dann sterbe ich eben.“

„Wirklich? Kannst Du das? Willst Du?“

Beide blickten sich forschend an, und Beide lasen
den selben Gedanken einander von den lodernen Augen.

„Du meinst . . .“

„Ja!“ stieß er entzückt hervor und faßte sie an den
Schultern. „Sollen wir?“

Beide erhoben sich lebhaft.

Er begann, erregt im Zimmer umherzugehen, während
sie ihn gespannten Blickes verfolgte. Bald darauf blieb
er stehen und betrachtete sie mit fiebernden Augen. Ja,
ihr Gesicht alterte bereits. Die Industrie hatte ja auch
zehn Jahre an ihr geogen. Und nun war sie zudem
Schwanger; es war bereits zu sehen.

„Ja, Lieschen, es ist das Beste. Es ist der einzige
Ausweg! Ganz voller Rosen? Was sollst Du auch
allein anfangen? Und noch dazu mit dem Kindchen!
Sag, Lieschen, willst Du ohne mich leben?“

„Nein!“ stieß sie hastig und fest hervor und faßte
ihn an den Armen.

„O mein liebes, liebes . . .! Nun ist ja alles gut!
Auf einmal . . . alles, alles gut!“ Und die Liebenden
umschlungen sich stürmisch, küßten sich auf Hals und
Schulter und lachten.

Zischend kochte das Wasser im Topfe über. Lieschen
machte sich von Fritz los und ging zum Ofen.

Fritz trat ans Fenster, wuschte den Hauch von der
Scheibe und blickte hindurch. Drunten auf der Straße
loderte qualmend eine Fackel, bei deren rothem Scheine
die Gasrohr-Arbeiter piketen und schaufelten. Am klaren
Nachtthimmel funkelten die Sterne, und der Weltenraum
sah so recht unermesslich und eisigkalt aus. Der Thurm
der Parochialkirche ragte dämmer empor. Wer sagt es
doch: „Wo ein Kirchthum steht, da redt der liebe Gott
den Finger in die Höhe“ . . . Dieser Finger müßte sich
zusammenkrampfen zu einer geballten Faust und in den
Weltenraum hineindrohen.

Während Fritz mit grimmigem Lächeln so dachte,
begannt das Glöckenspiel im Thurme droben seinen Choral
zu hämmern.

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden,
Der uns von Rutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und jeso noch gethan.“

Fritz sprach diese Worte mechanisch in Gedanken,
während die Gloden bald voll, bald bleiern matt klangen.
Und indem er so zum kalten Sternenhimmel emporjah,
merkte er plötzlich, daß es eigentlich in der Stube heiß,
zum Ersticken heiß war.

Da wandte er sich, wie von einer Eingebung berührt,
hastig um und sagte zu Lieschen, welche soeben den
Kaffee durch das Sieb gegossen hatte, mit erregter Stimme:
„Sollen wir . . . heute noch?“

Sie blickte starr und nidte. Dann hauchte sie, ihn
gepannt anschauend: „Aber . . . wie?“

Als habe er auf diese Frage gelauert, entgegnete er
geheimnißvoll: „Das will ich Dir sagen. — Wir . . .
drehen einfach . . . die Ofenklappe . . . zu . . . und
schütten tüchtig Kohlen auf.“

Sie seufzte krampfhaft und starrte ihn an. Also
mit Kohlendunst! So, wie es damals in der Zeitung
stand! Damals waren es Mutter und Tochter. Die
Tochter hatte ihr Brautkleid angezogen, Blumen ins
Haar geflochten und sang so rührend in später Nacht,
während die Mutter dazu Klavier spielte. Am Morgen
sah man Mutter und Tochter umschlungen auf dem
Bette . . . todt!

Sie schauderte.

„Fürchtest Du Dich?“ fragte Fritz dumpf.

„Fürchten? O nein! Mit Dir — das muß schön
sein.“ Sie schlang die Arme um ihn und drückte das
Gesicht an seinen Hals.

„Also willst Du? Heute noch?“

Er fühlte, wie sie heftig nidte.

Düsterroth brannte die kleingeschraubte Hängelampe
am verhangenen Manfardensfenster. Der Ofen strahlte
einen kreisrunden Schein an die Decke. Die Luft war
drückend heiß und schwer.

Lieschen wollte trinken. Sie versuchte sich im Bette
hochzurichten, fühlte aber eine überwältigende Mattigkeit
in allen Gliedern. Drum ließ sie einfach den Arm nach
der Diele sinken, tastete neben dem Bette und hob nun
— o wie mühsam! — die Wasserflasche empor.

„Willst Du auch trinken, Schatz?“ fragte sie sanft
ihren Fritz, der neben ihr lag und die Zimmerdecke
anstarrte. Langsam, als würde ihm der Sinn der Worte
erst allmählich klar, rollte er seine Augen seitwärts und
blickte Lieschen an. „Ja!“ hauchte er. Mit zitternden
Händen brachte Lieschen die Flasche an seinen Mund.
Er trank gierig.

Als auch Lieschen ihren Durst gestillt hatte, fühlte
sie sich so müde, daß sie darauf verzichtete, die Flasche
wieder auf den Boden zu stellen. Sie legte dieselbe zwischen
Fritz und die Wand. Dann schob sie ihren Arm unter
seinen Nacken und drückte sich an den lieben, lieben Mann.
Und dabei wurde ihr so wohl zu Muth. Es war ihr,
als läge sie unter blühendem Flieder. Der duftete so süß.
Und schwärmerisch preßte sie ihren Liebsten und sang leise,
mit schwerem Athem, aber so innig, und ganz leise:

„Ja, ich will Dein nicht vergessen,
Eben nie die Liebe mein.
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Lobbett schlafen ein:
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb that wiegen ein,
Das die Lieb . . .“

Plötzlich fühlte sie, wie Fritz sich angstvoll stöhnend
an sie klammerte.

Jetzt! dachte sie; jetzt kommt er, der Tod, der dunkle,
ruhige, kühle.

„Still, flüsterte sie; still mein Kind, mein süßes . . .“

Und fester drückte sie ihren Mann an sich.

Er stöhnte leiser und streichelte matt ihre Hand.

Droben aber vom Thurme erklang es gedämpft, wie
aus weiter Ferne:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft Deiner Angst und Pein.“

Wer pocht denn dort unten so dumpf? Sind das
Todtengräber, die da hacken und schaufeln? —

Er stand auf und tappte mit bloßen Füßen nach
dem Fenster. Ach nein, das sind ja die Arbeiter! Dort
stehen sie bei ihrer qualmenden Fackel, roth beleuchtet.
Das ist auch kein Vergnügen, bei Nacht und Kälte Gas-
rohre zu legen. Ja verflucht! Das ist . . . Ausbeutung,
schmach—volle Ausbeutung. Nehmt doch eure Biden und
schlagt die Häuser ein, schlagt die Parochialkirche ein,
schlagt den Himmel ein, der mit seinen Schweinsäugelchen
so hämisch mich anblinzelt . . . o du ge—meiner . . .
o könnt' ich dich . . . aber ich kann nicht, ich . . . o
meine Brust, meine zerfressene . . . Lust! o Lust!
Lieschen, Lies—chen! Komm! Hilf mir! Fenster auf!
Hier . . . erstickt man ja! Ich krieg' es nicht auf, das
Fenster geht nicht auf. Was ist denn das Lieschen?
O . . . zieh!

Fritz sah über sich die rothbestrahlte Decke; er stand also nicht am Fenster, sondern lag im Bette auf dem Rücken. Ein Traum? — Wo ist denn Lieschen? Er fühlte sie neben sich, er versuchte sie zu rütteln; aber sie lag reglos, schwer. Auch seine Kraft versagte. Er wollte das Bein anziehen, empfand aber eine bleierne Schwere und gleich darauf in der Wade einen Schmerz, einen Krampf.

Wir sterben! schoß es ihm durch den Sinn, und dann war es, als hätte ihn ein brauner Nebel ein, er hörte ein Köcheln, ein dumpfes Picken und Schaufeln, wie Todtengräberarbeit, dann wieder das dumpfe beängstigende Köcheln, und nun das Glockenspiel matt in der Ferne:

„Wachet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter steht hoch auf der Höhe,
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Mitternacht heißt diese Stunde,
Wir rufen dir mit hellem Munde:
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Wohlauf der Bräutigam kömmt,
Steht auf, die Lampen nehm!
Macht euch bereit
Zur Hochzeitstend!
Wir wollen ihm entgegen gehen.“

Und während die Glocken klangen, regte sich die Stadt wie am Morgen. Und die Arbeiter nahmen ihre Picken auf die Schultern, einer schwenkte die rothe Fackel und schrie, und alles jubelte, und es brauste dumpf und läutete wie mit Glocken.

Die Kreuzersonate von Tolstoi.

„pravda“ (Wahrheit und Gerechtigkeit) befeelt, wie alle russischen Schriftsteller, auch Tolstoi, den ernstesten und vielleicht originellsten unter ihnen. Der Mystizismus, dem er sich seit mehreren Jahren hingeeben, hat jenes edle Streben und seine feine Beobachtungsgabe in nichts beeinträchtigt, wie dies aus seinem letzten Werke „die Kreuzersonate“ hervorgeht. Das Thema dieses Romans, die Ehe der sogenannten höheren Klassen in unserer Gesellschaft, verbunden mit jenen Vorzügen des Verfassers veranlassen uns zu einer Besprechung.

Ein alter Kaufmann, eingeleiteter Monogamist (im historischen Sinne des Wortes), verteidigt in einem Eisenbahnkoupé gegenüber einigen Mitreisenden die Privilegien des Mannes in der Ehe. Er spricht der Frau das Recht auf Trennung vollständig ab. Wenn sie den Mann nicht mehr liebt, so solle man sie zur Liebe zwingen. Wenn sie ihn zu hintergehen sucht, müsse sie streng bewacht, müßten die Zügel kurz gehalten werden; denn vor Allem müsse die Frau den Mann fürchten.

Also ein Monogamist von reinstem Wasser, wie es deren in unserer Gesellschaft recht viele giebt. Fragt man nun diese Herren nach dem „Warum“ solcher Eheverhältnisse, so hört man von den wenigen, welche einer so heiklen Frage überhaupt zugänglich sind, fast ausnahmslos, die körperliche Verschiedenheit des Mannes und der Frau nennen. Außereheliche Verhältnisse der Frau würden die Echtheit der Nachkommenschaft, der Erben in Frage stellen. Wenn dagegen der Mann zu den Dirnen geht oder sonst Verhältnisse hat, das vermehrt nicht die Familie; beim Mann „ist das eben ein ander' Ding“, sagt jener Kaufmann. Die Scheidung aber ist nicht zulässig, der Kinder, der Vermögensverhältnisse wegen. Und diese Argumentation erscheint selbst denjenigen, welche die Ungerechtigkeit eines Verhältnisses fühlen, in dem die Frau unselbständig ist, dem Manne nur zur Lust und Kindererzeugung dient, so schlagend, daß sie mitleidig die Achseln zucken und sagen: es ist nun einmal so und muß doch wohl so sein.

Sie also wissen in ihrer Beschränktheit nicht, daß diese unwürdige Stellung der Frau, daß diese Herrschaft des Mannes nur ein Produkt der privatwirtschaftlichen Entwicklung und der darauf fußenden Moral und Sitte der menschlichen Gesellschaft ist. Sie wissen nicht, daß ihr eigenes Urtheil über die Ehe nur der Ausfluß des monogamischen Instincts ist, den die Familienentwicklung der Zivilisationsperiode in dem Manne groß gezogen hat. Sie ahnen nicht, daß wie einst die Sklaven und Hörigen ihre Demuth abgelegt und wie das Proletariat den großen Kampf für Gleichberechtigung, der heute die Pulsader des öffentlichen Lebens bildet, begonnen hat, so auch die Frauen, durch den Fortschritt der Gesellschaft in eben diesen Kampf hineingezogen, sich einst ihre Freiheit erkämpfen werden. Die Frau war nicht immer, was sie heute ist und wird es auch nicht bleiben. Doch viele, viele Menschen haben heute noch keine blasse Ahnung von Entwicklungsgefahren und urtheilen daher noch im Grunde wie jener Monogamist in Tolstoi's Roman: „weil Eva, das Weib, aus der Seite des Mannes genommen ist, wird sie so sein bis zum Ende der Welt.“

Eine Dame verteidigt dann eifrig das Recht der Frau auf Scheidung als das einzige Mittel, die Unmoralität einer lieblosen Ehe zu beseitigen. Sie sieht also die Gemüthlichkeit der Frau, das Ideal der Ehe, in der auf gegenseitiger Liebe gegründeten Treue beider Ehegatten.

Dieser Wunsch ist ebenso schön, wie er in einer Bourgeoisie stets unerfüllbar bleibt. Denn den Bourgeois beeinflusst bei der Wahl der Frau immer, mehr oder weniger, das Geld; auch die Unbildung der Frau, die noch selten über den Horizont des engen Familienkreises hinausguckt, die Verschiedenheit der Interessen machen ein volles gegenseitiges Verständniß, eine tiefe Harmonie zwischen den Ehegatten unmöglich. Und sind sie nach kurzer Zeit, wie es fast regelmäßig geschieht, ein paar

Mal in Streit gerathen, so beginnt die Frau zu kokettiren, läßt sich verführen, und der Mann wendet sich anderen unzufriedenen Ehefrauen zu oder lebt — seine Kapitalisten-Börse erlaubt ihm das, verlockt ihn dazu — mit Grijetten oder Prostituirten. Jenes Ideal, eine auf gegenseitiger Treue und Zufriedenheit gegründete Ehe, ist und bleibt bei der heutigen Gesellschaftsform ein frommer Wunsch.

Schließlich greift ein Dritter in die Unterhaltung ein mit der Frage: was ist Liebe? Wenn sie geistige Harmonie sei, warum erzeuge man dann in der Ehe Kinder. Sie sei also Sinnlichkeit, und sinnliche Liebe vermöge ebensowenig zwei Menschen für ihr ganzes Leben zu vereinigen, wie eine Kerze ewig brennen könne. Diese Liebe, die „wahre“, Liebe heilige nicht die Ehe, sie vernichte dieselbe. Die Liebe, die nur Monate, Tage, ja Stunden währe, stehe in unlöslichem Widerspruch mit der Ehe, die für die Lebensdauer bestimmt ist. Letztere werde dadurch zur Lüge, Heuchelei, zur Gewaltthat. Und wenn nur die Welt getäuscht würde, in der That aber Mann und Frau die Fesseln der Ehe brächen und jeder seinen Trieben nachginge, so bliebe die Ehe eine Lüge; doch das ließe sich ertragen. Aber oft geschehe es, daß das Paar, das schon im zweiten Monat nach der Hochzeit das Verlangen fühlt, sich zu trennen, trotzdem dauernd zusammenbleibt und dann gäbe es ein wahres Höllenleben, indem man sich aus Verzweiflung dem Trunk ergiebt, sich erschießt, meuchelmordet, vergiftet.

Posdnischeff, so heißt der Vertreter dieser Anschauung, berücksichtigt also nicht die ökonomische Basis der Ehe, er faßt allein die Sinnlichkeit ins Auge. Rein ökonomische Ehen sind aber auch in der Bourgeoisie nicht die Regel; gewöhnlich hat auch hier bei der Wahl die Sinnlichkeit einige Stimmen. Darum behält sein Urtheil, trotz jenes Umstandes, Geltung für die Ehe der herrschenden Klassen. Was nun das Urtheil selbst betrifft, so hat er Recht, wenn er behauptet, daß die Sinnlichkeit zwischen Menschen, die eben nicht nur Körper, sondern auch Geist haben, nie eine glückliche Ehe stiften kann. Ob trotz dieses Zwiespaltes die Treue in der Ehe oft beobachtet ward, wie er hervorhebt, darüber ließe sich wohl streiten.

Eine Illustration für das Glend einer solchen Ehe, einer Bourgeoisie, giebt Posdnischeff durch die Erzählung seiner eigenen. Er entwickelt dabei mit vollster Offenheit das Geschlechtsleben eines besseren Bourgeois. Mit dem 16. Lebensjahre lernte er durch Kameraden, die ihm schon das Rauchen, Trinken und Kartenspielen beigebracht hatten, die Prostitution kennen. Ueberall, im Gespräch und in Büchern, fand er diese Einrichtung als gut und der Gesundheit sehr zuträglich gerühmt; und da er selbst kein Wüstling war, und die Mädchen auch stets prompt bezahlte, so war sein Bourgeoisgewissen vollständig beruhigt, hielt er sich für absolut vorwurfsfrei.

So lebte er zufrieden und glücklich bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre, der Zeit, in welcher der Bourgeois sich zu verheirathen pflegt. Natürlich ist es nicht die Liebe, die ihn erst so spät zur Heirath drängt, sondern die Sitte seines Gesellschaftskreises verpflichtet ihn dazu, um einen eigenen Hausstand zu gründen, um voll repräsentiren zu können; und die Wahrnehmung, daß die Tage seines Lebens sich nun abwärts neigen, erweckt in ihm den Wunsch, sich Erben für seinen Besitz zu erzeugen. Posdnischeff ist sich dieser wahren Veranlassung zur Ehe in seinem Stande nicht bewußt; er weiß selbst nicht recht, warum er heirathet. Er läßt sich von einer der vielen nach Heirathskandidaten angelobten Mütter fangen und tritt in Erwartung hohen Glückes in den heiligen Ehestand. Doch schon nach wenigen Tagen, noch in dem Honigmond, folgt auf den Liebesrausch die Ernüchterung. Es zeigt sich, daß während er in seiner Braut sein Ideal zu finden glaubte, er in der That doch nur durch Sinnlichkeit an sie gefesselt war, und er erfährt, daß diese rein sinnliche Liebe zwei Menschen nur für kurze Zeit zu verbinden vermag. Sie kehrt zeitweise wieder, aber die Pausen sind erfüllt von tödtlicher Langeweile, von vom Baune gebrochenen Zwistigkeiten, von Eiferucht und von einem gegenseitigen Haß, der schließlich Posdnischeff zum Morde seines Weibes treibt.

Dieser Ausgang der Ehe ist kein gewöhnlicher, weil hier annehmungsweise trotz des tiefen Zwiespaltes die Treue bewahrt wird. In der typischen Monogamie, zum Beispiel der französischen, ist dies nicht der Fall und kann darum in ihr die Disharmonie nicht so gewaltig, so verhängnißvoll werden, wie in der Ehe Posdnischeffs. Sie enthält aber dennoch den Widerspruch von sinnlicher Zuneigung und geistiger Apathie, der in dem vorliegenden eklatanten Falle so klar zu Tage tritt.

Sehr zutreffend sind in Tolstoi's Roman auch viele allgemeine Bemerkungen über die Verlogenheit des Umgangs der Geschlechter in der heutigen Gesellschaft.

„Die unpassenden Romane giebt man den jungen Mädchen nicht in die Hände. Alle Männer thun in Gegenwart von Jungfrauen so, als ob jene schmutzigen Vergnügungen, an denen Jedermann Theil nimmt, nicht oder doch kaum existirten; mit vieler Sorgfalt geben sie sich den Anschein, als ob sie sich selbst jetzt erst darüber klar geworden seien. Und die armen jungen Mädchen glauben daran ganz ernsthaft. Die Frauen aber, vor allem die, welche die Schule der Ehe schon hinter sich haben, wissen sehr wohl, daß Unterhaltungen über hohe Gegenstände eben nur Unterhaltungen sind, und daß der Mann nur den Körper mit seinem Schmutz sucht und will. Daber handeln sie danach.“

„Vergleichen sie doch die unglücklichen, verachteten Dirnen mit den Frauen der höchsten Gesellschaft: die-

selben Kleider, derselbe Schnitt, dieselben Parfümerien, dieselbe Leidenschaft für Edelsteine, für glänzende und theure Sachen, dieselben Vergnügungen, Tänze, Musik und Gesang. Die ersteren ziehen auf alle mögliche Weise die Aufmerksamkeit auf sich, die letzteren ebenfalls: kein Unterschied, durchaus keiner.“

„Die jungen Mädchen sitzen und die Herren spazieren dazwischen wie in einem Bazar und treffen ihre Wahl. Die Jungfrauen warten und denken — zu sagen wagen sie es nicht: — „nimm mich, junger Mann, mich und nicht sie... sieh diese Schultern und das übrige!“ Wir Männer aber, wir gehen auf und nieder und schägen die Waare ab.“ Da das (sitzengebliebene) Mädchen sich in ihr Schicksal nicht fügt, da sie auch nicht selbst Avancen machen kann, so beginnt dann die andere noch abenteuerlichere Lüge, die bisweilen „in die Welt reisen“, bisweilen „sich unterhalten“ genannt wird, die aber nichts anderes ist, als die Jagd nach einem Manne. Sagen Sie nur einer Mutter oder ihrer Tochter, daß sie nur auf Suche nach einem Ehemann sind. Gott, welche Beleidigung! Und doch können sie nichts anderes thun, haben sie nichts anderes zu thun. Wenn es noch offen gehehe! So aber ist es nur Lüge und Geschwäh, wie: — O, die Abstammung der Arten, wie interessant. — Oh, Lily interessiert sich sehr für die Malerei! — Und die Schauspiele und die Symphonie, oh, die sind herrlich! — Meine Liebe schwärmt für Musik! — Und Sie, warum theilen Sie nicht diese Ueberzeugungen? — Und alle haben bei diesen Redereien nur den einen Gedanken: „nimm mich, nimm meine Liebe. Nein mich! versuch's nur...“

Wir sehen, Tolstoi schildert die Stellung der Geschlechter in der heute herrschenden Klasse sehr zutreffend. Aber er fragt nicht nach der Entstehung, der Vergangenheit der Monogamie und hat daher auch eine grundfalsche Vorstellung in der zukünftigen Gestaltung der Geschlechtsverhältnisse. Er sieht den Krebsknoten der Ehe in der Sinnlichkeit und glaubt, daß wir erst, wenn diese vollständig beseitigt worden ist, die moralische Ehe haben werden. Natürlich hört damit auch das Menschengeschlecht auf. Aber warum sollte es nicht auch einmal aufhören? „Ein Schopenhauer, ein Hartmann, alle Buddhisten sagen, daß das Höchste das Nirvana, das Nicht-sein ist. Und sie haben Recht in dem Sinne, daß das menschliche Wohlsein zusammenfällt mit der Vernichtung des Ich. Das Ziel der Menschen, wie das der Menschheit, ist das Wohlsein und, um dies zu erreichen, hat die Menschheit ein Gesetz zu befolgen. Dies Gesetz besteht in der Vereinigung der Wesen. Diese Vereinigung aber wird gehindert durch die Leidenschaften. Sobald nun die Leidenschaften verschwinden, wird die Einigung sich vollziehen. Die Menschheit wird dann ihr Gesetz erfüllen und kein Recht mehr haben, weiter fortzubestehen.“

Diese wunderbaren Spekulationen der Moralisten werden uns nimmer überzeugen. Und, wenn er als Stützen seiner Theorie Analogien heranzieht: „Nach alten Doktrinen der Kirche die Welt ein Ende haben. Die Wissenschaft kommt zu demselben fatalen Schluß. Warum ist es also wunderbar, daß das Resultat der moralischen Doktrin dasselbe ist?“ — so ändert das nichts.

Die Sinnlichkeit ist ein ähnliches Bedürfniß des Menschen wie Essen und Trinken. Sie vollständig unterdrücken, wäre wider die Natur. Wie wir Grund haben anzunehmen, daß in kulturfreundlicherer Zeit, als die unsere es ist, das Fressen und Saufen ganz aufhören wird — heute giebt sich bekanntlich noch manche Schicht unserer Gesellschaft recht eifrig dieser edlen Beschäftigung hin — so wird allmählich auch die ausschweifende, die niedrige, rein thierische Sinnlichkeit verschwinden, Geist und Körper werden in besseres Gleichgewicht gesetzt werden.

Wir erinnern uns, daß die Triebfeder dieser extremen moralischen Forderungen Tolstoi's das Glend der modernen Ehe bildete. Und hier an der Wurzel seiner Spekulation, liegt auch der Kardinalfehler. Das geschilderte Glend existirt, aber es existirt nur in der Bourgeoisie, wo die Frau nur Lustinstrument u. s. w. ist, wo nach der Sättigung der Sinnlichkeit oft jedes innere Band zwischen den Ehegatten fehlt. Dies Glend trifft schon nicht mehr zu in der Proletariatsklasse, in der die Frau arbeitet und dadurch dem Manne fast ebenbürtig zur Seite steht. Dies Glend wird vollständig verschwunden sein in der Eheform einer zukünftigen Gesellschaft, in der kein wirtschaftlicher Vortheil den Kluppler macht, in der die Frau in jeder Hinsicht gleichgestellt ist. Hier wird der Mann in der Frau nicht nur das Weib, er wird in ihr seinen Kameraden, seinen Freund lieben. Und wenn dann die sinnliche Liebe befriedigt ist, tritt keine tödtliche Langeweile, kein Zwist, kein Haß ein, sondern die Freundschaft, die sich gründet auf die Gemeinsamkeit aller Interessen, auf gleiche Welt- und Lebensanschauung; und so umschlingt sie immer das innigste Band, das zwischen Menschen besteht.

Heute findet sich diese Zukunftssehe nur ganz vereinzelt zwischen Menschen, die ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind. Fragen wir nun, wie kann sie zum Gemeingut aller Menschen werden?

Nothwendige Vorbedingung ist, die volle Emanzipation der Frau. Diese aber kann auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung, mit der die Prostitution unlöslich verbunden ist, nie voll erreicht werden. Auch wäre es eine Utopie, an die Bourgeoisie, deren Grundcharakter der Egoismus ist, eine Forderung zu stellen, die an ihren Altruismus bedeutend appellirt. Die Frauenfrage findet ihre endgültige Lösung erst mit dem Eintritt einer neuen

Gesellschaftsform, sie ist also aufs engste verknüpft mit der sozialen Frage. Das Proletariat allein, in dem heute schon die Frau an der Seite des Mannes zu kämpfen beginnt gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Kapitalismus, das Proletariat mit seinem solidarischen Charakter wird auch der Frau die volle Gleichheit erringen und damit auch jene neue edlere Ehe zur allgemeinen machen.

Keinen wir nun zurück zu Tolstoi. Er hat sehr richtig beobachtet, daß gegenüber den Mißverhältnissen unserer Gesellschaft in feinfühleren Naturen der Wunsch nach voller Enthaltensamkeit regt wird. Aus diesem Wunsch aber ein höchstes Sittengesetz, eine Tendenz herzuweisen, die sich betätigen soll, solange es Menschen giebt, das bezeugt großen Mangel an soziologischen Verständnis. Jener Wunsch ist nur der Ausfluß der Widersprüche, die sich in unserer Gesellschaftsform in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern herausgebildet haben. Daher werden mit dieser Gesellschaftsform auch jene Widersprüche, jene Wünsche schwinden.

Tolstoi vermag uns also über die Zukunft nichts zu lehren, weil er die Gegenwart mit ihren Endursachen nicht begreift. Er versteht es aber meisterhaft ihre Oberfläche zu malen; und wenn auch hierbei wieder die gesellschaftlichen Beziehungen zurücktreten hinter den Seelenzustand des einzelnen Individuums, so ist doch dieser letztere so wahr und bis auf die kleinsten Nuanzen so fein gezeichnet, daß er uns immer wieder fesselt. Und da, wer das Ganze begreifen will, die Theile kennen muß, verdient der von Wahrheitsliebe befehlte, hoch begabte Russe, so weit er uns die Seele des einzelnen Menschen erschließt, auch wolle die Aufmerksamkeit des Sozialisten.

Die hygienische Wissenschaft und der Arbeiterschutz.

II.

Wenn die Frauen an und für sich in bei weitem größerem Maße der Möglichkeit ausgesetzt sind, unter organischen Schäden, physischem Verfall und kränklicher Arbeit zu leiden, welche die Folgen des Uebermaßes industrieller Arbeit sein können und nur zu oft sind, so versteht sich von selbst, daß diese Möglichkeit bedeutend größer wird, wenn die Arbeit auf die Zeit der normalen Ruhe entfällt. Diese Möglichkeit steigert sich aber besonders zur akuten Gefahr, wenn die Nachtarbeit nur die fortgesetzte oder nicht genügend unterbrochene Verlängerung der Tagesarbeit ist. „Machen Sie“, sagt Dr. Proust „zur Zeit der eilig in den benachbarten Crémereien hinabgeschlungenen Mahlzeiten einen Gang durch die Straßen, in denen sich die Werkstätten der großen Modeschneider befinden. Sie werden schmerzhaft überrascht sein von dem gelben und bleichen Gesicht, dem durch und durch anämischen (blutlosen), bleichfärbigen Aussehen der jungen Arbeiterinnen. Sobald eine Epidemie in die Stadt kommen sollte, würde sie in dieser Schicht ganz besonders haufen. Die Grippe-Epidemie hat mit Vorliebe die großen industriellen Etablissements, die großen Administrationen heimgeführt, wo Frauen und junge Mädchen eine um so einträglichere Arbeit finden, zu je längerem Sigen sie dieselbe zwingt.“

Die höchste Aufmerksamkeit muß hier ganz besonders den sanitären Bedingungen der Umgebung geschenkt werden, in welcher die Nachtarbeit der Arbeiterinnen vor sich geht. Für die Arbeiterinnen, welche zu Hause bleiben, liegen in unseren billigen Wohnungen reichliche Ursachen zu fast beständiger Ungeundheit. Was die eigentlichen Werkstätten anbelangt, so giebt es meines Wissens nicht viele, in denen man sogar mitten am Tage eine reine und gesunde Luft einathmen könnte. Es fehlt hier fast allgemein an dem Kubikraum Luft, der für die normale Respiration (Athmung) der Leute, welche sich hier aufhalten, nöthig ist, selbst wenn sie nicht dauernd den Raum bewohnen. Vorkehrungen, um die verdorbene Luft auszuweichen zu lassen, sind hier öfters unbedeutend und fast stets ungenügend. Besonders zu den Epochen des Jahres, wo eine Ueberfüllung mit Menschen am verhängnisvollsten werden kann, ist dieselbe hier üblich. Alles dient hier als Vorwand, um den Raum und die Athmungsatmosphäre zu beschränken. Man weiß wahrhaftig nicht, worüber man mehr erstaunt sein soll: über die Nachlässigkeit der Arbeitgeber oder das Widerstreben der Angestellten.

Professor Proust weist darauf hin, daß in mehreren Ländern die öffentlichen Gewalten dem Gesetz die Aufgabe anvertraut haben, einem derartigen Zustand abzuhelfen. In Frankreich scheint sich jetzt eine ähnliche Tendenz geltend zu machen, jedoch herrschen große Meinungsverschiedenheiten, zwischen den Interessirten, Unternehmern und Gewerkschaften, im Bezug auf Feststellung und Reglementation der Mißstände der Arbeitsverhältnisse.

Professor Proust erachtet, daß der Gesellschaft das Recht zusteht, im Namen der Interessen der öffentlichen Hygiene zu fordern, daß der Gesetzgeber sich bemüht, einem so argen Uebel abzuhelfen, und daß er bestimme, ein industrielles Lokal dürfe nur dann für Nachtarbeit der Frauen verwendet werden, wenn diese versichert seien, daselbst zu ihrer Zahl und zu den Eigenthümlichkeiten ihrer Arbeit im richtigen Verhältnisse stehende normale Gesundheitsvorrichtungen zu finden.

Die zu diesem Zweck zu ergreifenden Dispositionen sind zweierlei Art: Maßregeln, welche in den eigent-

lichen Werkstätten und Fabrikräumen anzuwenden sind, und solche, die sich auf die allgemeine Gesundheit der Wohnungen beziehen und die Arbeiterinnen betreffen, welche einzeln bei sich zu Hause arbeiten. Für die er genannten Räumlichkeiten empfiehlt Dr. Proust Durchföhrung der Maßregeln, welche Dr. Napias in seinem Bericht vom Dezember 1884 gefordert hat und deren wichtigste sind:

Die Werkstätten aller Art mit Ausnahme der Hauswerkstätten, in der kein fremder Arbeiter verwendet wird, müssen mit allen nöthigen Vorkehrungen versehen sein, damit daselbst die Gesundheit und Sicherheit vor sich geht.

Die betreffenden Etablissements müssen beständig in einem zufriedenstellenden Zustand der Reinlichkeit, Beleuchtung und Lüftung gehalten werden. Die Maschinen, mechanischen Vorrichtungen, Transmissionsapparate, Werkzeuge und Geräthe aller Art müssen so installiert und unterhalten werden, daß sie keine Gefahr für die Arbeiter darstellen.

Die in den genannten Etablissements für die Arbeit bestimmten Räumlichkeiten, wie die Nebenräume und Zubehör müssen in einem beständigen Zustand der Reinlichkeit gehalten werden. Der Boden muß mindestens einmal pro Tag, vor Anfang oder nach Schluß der Arbeit gründlich gereinigt werden. Mauern und Decken müssen häufigen Wäsungen unterzogen, ihr Bewurf, Anstrich erneuert werden, so oft es nöthig ist. In Lokalitäten, wo man organische Substanzen verarbeitet, muß der Boden wasserfest sein, die Wände müssen stufartig mit Kieselwasser bestrichen oder mit einer dicken Farbschicht bedeckt werden, deren Basis Zink bildet. Boden und Wände müssen, so oft als es sich nöthig erweist, mit einer desinfizirenden Lösung gewaschen werden. Auf jeden Fall muß mindestens ein- bis zwei Mal im Jahre eine gründliche chemische Reinigung stattfinden. In faulniß übergehende Ueberreste dürfen nie in den für die Arbeit bestimmten Räumlichkeiten gebildet werden. Sie müssen entfernt und desinfiziert werden, sobald sie entstehen. Die Atmosphäre der Werkstätten und aller andren für Arbeit bestimmten Lokalitäten muß dauernd gegen jede Ausdünstung von Schleusen, Rinnsteinen, Gräben, Senkgruben, Abtritten und anderen ähnlichen Dingen geschützt sein. In den Etablissements, welche ihre Abzug- und Reinigungswasser in eine öffentliche oder private Schluße ergießen, muß nothwendiger Weise jede Verbindung zwischen der Schluße und dem Etablissement mit einem hydraulischen Interceptor versehen sein, welcher gereinigt und mindestens ein Mal pro Tag gewaschen wird.

Die Aborte müssen reichlich mit Wasser, mit hermetisch verschlossenem Boden und siphonidischem Abzugsrohr versehen sein. Boden und Wände müssen wasserfest sein, der Anstrich muß eine Basis von Zink haben. Für je 20 Personen muß es mindestens einen Abort geben.

Keine Grube, Senkgrube, Ausguß oder ähnliche Einrichtung darf ohne Autorisation der vorgeordneten Behörde und anders als noch den Bedingungen angelegt werden, welche diese nach Einholung des Gutachtens des Konsultations-Komitees für öffentliche Hygiene in Frankreich vorgeschrieben hat.

Geschlossene, als Arbeitsräume verwendete Lokalitäten dürfen nie überfüllt sein. Der Luftstrom darf pro Arbeiter nicht weniger als 8 Kubikmeter betragen. Die Lokalitäten müssen gehörig gelüftet und durch breite Glasfenster erleuchtet werden. In den Fällen, wo die Art und Weise der Arbeit die Lüftung beeinträchtigt, oder wo der verarbeitete Stoff besondere gesundheitswidrige Eigenthümlichkeiten besitzt, muß künstliche Ventilation derart hergestellert werden, daß mindestens 24 Kubikmeter frische Luft pro Kopf und pro Stunde eingeführt wird.

Staub und belästigende oder ungesunde Gasarten, desgleichen Giftstaub und giftige Gase müssen im Augenblick ihres Entstehens unmittelbar nach außen entfernt werden und dürfen sich nie mit der Luft vermischen.

Für die leichten Ausdünstungen, Dämpfe, Gase und Staubarten müssen Abzugsrohre mit Saugapparat angebracht werden. Für Staub, der durch Mahlsteine, Stampfmaschinen, Walzen und ähnliche mechanische Apparate erzeugt wird, müssen um dieselben herum Cylinder, Trommeln u. angebracht werden, welche mit einem kräftig funktionirenden Ventilator in Verbindung stehen. Für die schweren Gase, wie Quecksilber-, Schwefel-, Bleidämpfe muß die Ventilation nach unten zu stattfinden. Jeder Arbeitsplatz muß in direkter Verbindung mit einem Ventilator stehen. Dämpfe, Gase und Staub dürfen nie in die Atmosphäre übergehen. Die Dämpfe oder Gase werden kondensirt oder verbrannt. Der Staub wird konzentriert und in besonderen Staubkammern gesammelt. Die Pulverisation schädlicher oder giftiger Substanzen, wie andere ähnliche Vorrichtungen, so das Sieben, Verpacken, Ausschütten solcher Substanzen muß auf mechanischem Wege und sobald es thunlich ist in geschlossenen Apparaten geschehen.

Die Gefahren der Nachtarbeit hängen zum großen Theil von den ungesunden Werkstätten ab. Sie gesünder zu machen, muß Aufgabe der Reglementation und vor allem einer streng ausgeübten Aufsicht sein.

Andererseits erscheint nach Dr. Proust die Durchführung einer Reihe von Maßregeln bei Anlage und Pflege der Straßen, Bau und Instandhalten der Wohnungen nöthig, um den Gesundheitszustand der Arbeiter zu verbessern, die einzeln bei sich zu Hause arbeiten.

Alle diese Maßregeln sind othwendig, um die physische Ueberanstrengung der Frauen zu vermeiden, welche in der Industrie beschäftigt sind. Andererseits muß auch vermieden werden, daß dieselben lange hintereinander sitzen.

Die Nachtarbeit muß absolut für gesundheitlich geschwächte Frauen verboten werden. Im Interesse der Kinder und Mütter muß ferner die Nachtarbeit verboten sein für Schwangere, Wöchnerinnen und Frauen, welche nähren.

Nach den Vordersätzen der Ausführungen des Professor Proust sollte man die Forderung des absoluten Verbots aller Nachtarbeit für Frauen erwarten. Wenn es nicht dazu kommt, so darf man nicht vergessen, daß man in der Regel nicht ganz umsonst Mitglied hoch-offizieller Körperschaften ist.

Die Frauenarbeit.

II.

In der Kleinindustrie der französischen Provinzialstädte beträgt der tägliche Durchschnittslohn des Arbeiters 3 Fr. 46 Cts., derjenige der Arbeiterin dagegen nur 1 Fr. 82 Cts. Dieser Verdienst ist durchaus unzureichend, auch die bescheidensten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und niemand darf sich bei solchen Löhnen wundern, wenn die französische Provinz jährlich tausende ihrer Töchter auf den Markt der Pariser Prostitution wirft. Obgleich der Lohn der Arbeiterin gegenwärtig wenig mehr als die Hälfte vom Lohn des Mannes beträgt, hat sich derselbe doch in den letzten 30 Jahren relativ gehoben. Seit 1853 sind nämlich die Löhne der Frauen um 70 pCt., die der Männer nur um 67 pCt. gestiegen. In Paris — wo der Lohnsatz der Provinz gegenüber infolge der theuereren Lebensbedingungen absolut höher steht — ist jedoch das Umgekehrte der Fall gewesen. Hier sind die Löhne für Männerarbeit um 54 pCt., die der Frauenarbeit nur um 41 pCt. in die Höhe gegangen. Der Durchschnittslohn der Arbeiterin beträgt pro Tag 2 Fr. 99 Cts., der des Arbeiters dagegen 5 Fr. 80 Cts.

Der gleiche Abstand zeigt sich in Bezug auf den Gehalt der Handelsbesessenen beider Geschlechter. 1885 bezog in Paris ein Ladenbesessener etwa 1200 Fr., 1800 Fr. Gehalt, ein Ladenmädchen jedoch nur 500 Fr., eine Buchhalterin, Schriftführerin u. von 600—1500 Fr. Außerdem muß bemerkt werden, daß die Zahl der im Handel verwendeten Frauen, welche das Maximum von 1500 Fr. erhalten, sehr klein ist. In der Provinz verhält es sich ebenso. Während der Kommissar im Durchschnitt 900 Fr. im Jahre verdient, bringt es ein Ladenmädchen nur auf 450 Fr., eine Buchhalterin u. nur auf 650 Fr.

In der Pariser Großindustrie beträgt der Durchschnittslohn für Männer pro Tag 5 Fr. 32 Cts., für Frauen 2 Fr. 67 Cts. In der Großindustrie der Provinz stellen sich die Durchschnittslöhne der Arbeiter auf 3 Fr. 54 Cts. pro Tag, die der Arbeiterinnen auf 1 Fr. 80 Cts. Auch für die Löhne der männlichen und weiblichen Dienboten zeigt sich der nämliche Abstand. Erstere werden mit 417 resp. 445 Fr. entlohnt, letztere dagegen erhalten nur von 301—342 Fr.

In den letzten 35 Jahren sind die Löhne weiblicher Dienboten in stärkerem Verhältnisse als die männlicher gewachsen. Wahrscheinlich ist die Ursache hiervon in dem großen Zufluß weiblicher Arbeitskraft zu der Industrie und dem daraus entstandenen geringeren Angebot weiblicher Dienboten zu suchen.

Gleich miserabel, ja vielfach noch schlimmer ist offenbar die Lage der englischen Arbeiterinnen gewisser Industriezweige. Eine offizielle Enquete-Kommission erzählt z. B. über die Arbeitsverhältnisse der in London mit Fabrikation von Pappschachteln beschäftigten Frauen folgende That-

sachen: Man klopf an die Thür der Arbeiterin und eine junge Frau öffnet oder richtiger macht die Thür besuchbar nur halb auf und schaut mit erschrockener Miene, wie ein geheimes Thier, heraus. Sie zählt gegen 33 Jahre, ist mager und schmutzig, ihr Zimmer ist absolut leer und kahl, von der Thür aus bemerkt man auch nicht ein einziges Möbel. Man sieht nur ein Duzend Schachteln, mit grünem Glanzpapier beklebt, welche zur Verpackung von Krügen, Mangetten, Knöpfen u. dienen. Fertige Schachteln, angefangene und halbverarbeitete Schachteln, Material, um noch mehr zu fabriciren, ist alles, was man in dem jämmerlichen Zimmer erblickt. Hier werden die Schachteln und Dedel von Anfang bis zu Ende hergestellt und dann mit Papier beklebt. Die Arbeit ist lang. Außerdem muß die Arbeiterin selbst den Kleister oder Leim, sowie den nöthigen Faden liefern, um die verschiedenen Theile der Schachtel zusammen zu halten und das Papier auf dieselbe zu kleben. Und für die ganze erforderliche Arbeit und Zeit, für die Materialien, welche die Arbeiterin liefern muß, wird ihr pro Groß 3¹/₂ Pence gezahlt, d. h. für 144 Stück 28 Pfennige oder für das Duzend weniger als 4 Pfennige!

Es heißt wahrhaftig der Phantasie viel zumuthen, sich einen derartigen Hundelohn für eine derartige Arbeit vorzustellen. Das Zimmer ohne Möbel, die Magerkeit und Unreinlichkeit der Frau wird dieser mehr als erklärt. Unerklärlich muß nur fast erscheinen, daß dieselbe bei einem solchen Verdienst überhaupt noch existiren kann. Die Untersuchungskommission erfuhr, daß eine gute Arbeiterin in einem Tag höchstens 3 Groß Schachteln fertig stellen kann; ihr Verdienst beträgt also im besten Falle etwas mehr als 1 Schilling (1 Mark), und hiervon müssen noch die Ausgaben für Leim und Faden in Abzug gebracht werden! Jedoch die Zahl der Geschickten und Mädlchen, welche in einem Tage 432 Schachteln herstellen können, ist äußerst klein. Die Mehrzahl der mit Fabrikation von Pappschachteln beschäftigten Londoner Arbeiterinnen sterben buchstäblich vor Hunger. Die Enquete-Kommission fand das Jögern der Frau, die Thür zu-

öffnen, erklärlich: sie fürchtete, daß der Zimmereigentümer die Wohnungsmiethe reklamirte. „Womit sollte sie dieselbe auch bezahlen? Sie verdient thatsächlich nicht genug, um sich täglich den Magen zu füllen, sie besitzt keine Wäsche und Kleider, außer denen, die sie auf dem Leibe trägt, ihr Zimmer ist schmutzig, alles fehlt ihr, sie hat nicht einmal genug, um eine Bürste oder einen Besen zu kaufen,“ muß ein Organ des Manchesterthums solchen Verhältnissen gegenüber konstatiren. Und wie mögen sich dieselben gestalten, wenn, wie oft der Fall, Kinder vorhanden sind?

Uebrigens erfuhr die Enquetekommission, daß die Lage der Schachtelmacherinnen keine Ausnahme bildet, sondern daß sie vielmehr in der Lage der Arbeiterinnen anderer Industriezweige Seitenstücke besaß. Eine Franzenweberin erhält z. B. für 35 Yards 2 Schillinge bezahlt; sie arbeitet von 4 Uhr morgens bis 11 Uhr abends, also 19 Stunden, um 36 Yards fertigzustellen.

Ebenso erbärmlich sieht es bei excessiv langer Arbeitszeit mit dem Verdienst der Frauen aus, welche aus Kernen die Ketten und Halsbänder herstellen, die nach China und Japan exportirt werden.

Eine ganz besonders wunderbare, schlecht bezahlte und mühsame Industrie, welche fast ausschließlich von Frauen betrieben wird, ist das „Ausbessern von Muskatnüssen“. Die Ruffhändler erhalten oft Rüsse, welche von Maden angefressen sind, und die sie schwerlich oder nur zu sehr herabgesetzten Preisen verkaufen könnten, wenn sie ihre Zuflucht nicht zu einem Betrüge nähmen — das Manchesterblatt, dem die Thatsache entnommen, drückt dieselbe weit „gebildeter“ durch das Wort „Ausfunstsmittel“ aus. — Sie lassen die Wurmfische einfach ausfüllen und verleben mittels eines Verfahrens, das unser manchesterlicher Mandarin nicht umhin kann, als „höchst ingenios“ zu bezeichnen. Man sieht förmlich, wie dem Biederen das Herz im Leibe ob des „höchst ingeniosen Verfahrens“ lacht, das dem Großhändler erlaubt, durch das „freie Spiel der ökonomischen Kräfte“ den Simpel von Käufer übers Ohr zu hauen, den Absatz und die Preise zu wahren! Alles, was Profite einträgt, ist nie gemein, sondern hoch ingenios, denn das Geld hat die löbliche Eigenschaft, daß es nicht stinkt. Arme, verhungerte Frauen sind es, welche das hoch ingeniose Verfahren zum Profite des Kapitalisten ausüben. Zu diesem Zwecke erhalten sie mit einem Haufen beschädigter etliche gute Muskatnüsse, welche sie pulverisiren. Das Pulver wird mit Leim oder Gummi vermischt und mit der Mischung werden dann alle Wurmfische ausgeklebt! Es liegt auf der Hand, daß es eine äußerst langwierige und mühsame Arbeit ist, nach einander all die winzigen Löcher der Rüsse auszufüllen. Und wie wird dieselbe bezahlt? Die Arbeiterin erhält für das Groß, also 144 Stück ausgebesselter Muskatnüsse 2 Pence. Die besten Arbeiterinnen verdienen bei dem Geschäft zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Die hoch ingeniose Industrie des „Ausbesserns der Muskatnüsse“ ist übrigens ein typisches Beispiel, wie der Kapitalist seinen „Entbehrungslohn“ durch Diebstahl am Konsumenten und Diebstahl am Produzenten „zusammenarbeitet.“

Unfäglich traurig sind auch die Erwerbsverhältnisse der zahlreichen Frauen, welche Säcke, sowohl für die Privatindustrie, wie für die englische Regierung nähen. Diese Säcke werden aus so grober Leinwand hergestellt, daß die Arbeiterinnen nur mit der Platte der Segelmacher in der Handfläche befestigt, dieselben nähen können. Ohne die Platte ist es ihnen unmöglich, die großen Nähnadeln durch die starke Leinwand zu stecken. Die Untersuchungskommission führt als typische Illustration zur Lage der Sackmacherinnen die Verhältnisse an, welche sie bei einer Wittve in Aldgate fand. Die Wittve bewohnte mit ihrer alten Mutter und zwei Kindern zusammen ein äußerst ärmliches Zimmer. Das älteste der beiden Mädchen, sowie die alte Großmutter sind mit der Mutter zusammen

beim Sacknähen beschäftigt. Alle drei arbeiten zusammen in einem sehr kleinen Zimmerchen, und zwar arbeiten sie stehend, denn sitzend hätten sie nicht genug Kraft gehabt, die starke Leinwand zu durchstechen. Eine der Frauen stemmt die Arbeit beim Durchdringen der Nadel gegen das Bett, die zweite auf den Tisch, die dritte gegen den Kamin, in dem kein Feuer brennt. Sie nähen Kohlenläde für die Kriegsschiffe. Zum Schließen des Sackes mußten vier Schnüre, acht Schnürlöcher und zwei Futterstücke angebracht werden, der Sack muß solid genäht und mit einem gestickten R., dem Zeichen des englischen Königthums, versehen werden. In zweistündiger, eifriger Arbeit können die drei Frauen einen Sack fertigstellen und damit ca. 40 Pfennige verdienen. Die Großmutter erzählte, daß die Säcke früher von Männern genäht wurden, welche für je 10 Stück 7 Schillinge erhielten, während den armen Frauen für die gleiche Zahl nur 4 Schillinge bezahlt wird.

In Deutschland ist die Lage der Arbeiterinnen nicht besser, als in den übrigen Ländern. Man denke nur an die in der Spielwaarenbranche beschäftigten Arbeiterinnen von Nürnberg, welche mit dem Anstreichen der Bleisoldaten pro Woche 5—6,50 Mark verdienen und dafür noch Farben und Pinsel liefern müssen.

Im allgemeinen sind überall die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Proletarierinnen weit erbärmlicher, als die der Proletarier. Ihre Löhne sind oft um die Hälfte niedriger, als die der Männer, obgleich Fabrikanten zugeben, daß sie in vielen Industriezweigen ebenso viel und noch mehr als diese produziren. Der niedrigste Lohnsatz kann also nicht durch die geringere Produktivität der weiblichen Arbeitskraft beschönigt werden. Er kommt der Hauptsache nach einzig und allein auf Rechnung der kapitalistischen Profitwuth, welche durch Spekulation auf gewisse Eigenthümlichkeiten des weiblichen Charakters und Gewohnheiten der weiblichen Existenz gefördert bis an die der möglichen Ausbeutung gehen konnte.

Abhilfe muß gegen himmelschreiende und allgemeine Zustände, wie sie die wenigen gegebenen Beispiele zeigen, geschafft werden. Die Eigenschaft der Frauen, welche die Fabrikanten als Mittel von deren größerer Ausbeutung rühmen, die Frömmigkeit unter eine Disziplin, muß zu einer Waffe geschmiedet werden, die sich nicht mehr gegen das eigene Fleisch, sondern nur gegen das Ausbeuterthum kehrt.

Daß sich die Männer in Bezug auf ihre Löhne den Frauen gegenüber bei gleicher Leistung im Vortheil befinden, ist außer anderen wichtigen Ursachen auch mit einer Folge ihres Zusammenhalts, ihrer Organisation, durch welche sie den Bemühungen der Kapitalisten, die Profitschraube noch strenger anzuziehen, Halt entgegenzusetzen. Durch jahrhunderte lange Arbeit für den Markt war der Mann zur Erkenntniß und Bethätigung solidarischer Interessen herangezogen worden. Der Frau dagegen lag bis vor relativ kurzer Zeit das Solidaritätsgefühl, aus der die Organisation von Interessengruppen hervornächst, fern. Sie war zu lange gewöhnt, ausschließlich mit Rücksicht auf die Interessen der Familie zu leben, als daß sie mit einem Male mit der veränderten Form ihrer wirtschaftlichen Rolle zu den neuen Pflichten derselben erwachen konnte. So pflegte sie bei Regelung ihrer Erwerbsverhältnisse nur mit Berücksichtigung ihrer individuellen Lage, der Lage ihrer Familie zu handeln. Lag es z. B. im Interesse ihrer Familie, das Einkommen des Hauses um so und so viel zu vergrößern, indem sie eine Arbeit um die Hälfte billiger als die üblichen Lohnsätze annahm, so that sie dies ruhig, ohne zu erwägen, daß sie dadurch die Arbeitsbedingungen einer ganzen Gruppe von Proletariern verschlechterte konnte. Die Individualisirung der Frau hat derartige Verhältnisse für ihr Erwerbsleben geschaffen, daß sie endlich zum Solidaritätsgefühl erwacht. Die klare Erkenntniß solidarischer Interessen führt sie allmählich in immer größeren Schaaeren zur Organisation, um mit vereinten Kräften bessere

Arbeitsverhältnisse zu erkämpfen. In der Organisation der Arbeiterinnen liegt das wichtigste Mittel, gleiche oder wenigstens annähernd gleiche Lohnverhältnisse mit den Arbeitern zu erzielen, und damit der Arbeit insgesammt dem Kapital gegenüber einen Sieg zu erkämpfen.

Gewerkschaftliches.

Aufruf an sämtliche Dachdecker. Kollegen allerorts! Die Kollegen in Köln sind thatsächlich in den Streit getrieben. Die Meister verlangen nichts weniger, als daß wir aus unseiner Vereinigung austreten. Auf diese Weise versuchen dieselben, und unsere einzige Waffe zu entreißen und uns ihrem Willen gefügig zu machen. Deshalb legten die Kollegen in Köln die Arbeit nieder. An Euch liegt es nun, Kollegen allerorts, für Unterstützung zu sorgen. Trage ein jeder sein Eiferstücken dazu bei, um die Streikenden über Wasser zu halten. Sendungen sind zu richten an Heinrich Kemmer, Köln a. R., Groß-Grichenmarkt 69, und an Charles Kaufmann, Berlin N., Fehrbellnerstraße 31. Die Kommission.

Herr Florian Jingg, Direktor der Eidelstedter Glasbläue, hat zur wirksameren Bekämpfung der unsäglichsten Ideen den Arbeitern seiner Fabrik folgendes verpflichtende Scriptum zur Unterschrift vorgelegt:

Eidelstedt, 21. Juni 1890.
Wir erklären hiermit durch unsere Unterschrift, daß wir, so lange wir auf der Eidelstedter Glasbläue in Arbeit stehen, keinem Fachverein angehören und keine diesbezügliche Versammlungen besuchen werden. Im Betretungsfalle steht Herrn Jingg das Recht der sofortigen Entlassung zu.
Als Antwort auf diese Unverschämtheit erfolgte von Seite der bedrohten Arbeiter eine Veröfentlichung nachstehenden Inhaltes:
Eidelstedt, 21. Juni 1890.

Die Arbeiter der hiesigen Fabrik sind sehr entschlossen, Vorstehendes nicht zu unterschreiben und wollen sich das Recht, einem Fachverein anzugehören, nicht nehmen lassen. Sie bitten daher dringend, den Bezug fern zu halten.

Die bedrohten Arbeiter.
Eine gleiche Aufforderung erging an die Glasmacher zu Hlensburg. Die dortigen Glasmacher, welche Fachvereinsmitglieder sind, haben in einer Versammlung am 24. Juni beschlossen, dem Verlangen der Direktion nicht nachzukommen, vielmehr den Kampf um die Erhaltung des Koalitionsrechts mit ihr aufzunehmen. Es wird gebeten, den Bezug fernzuhalten und nach Kräften zu unterstützen. Alle Sendungen sind zu richten an Adolph Breves, Glasmacher, Vereinsstr. 9, Hlensburg.

Das sächsische Ministerium des Innern hat das Gesuch des sozialdemokratischen „Bühler“, in Leipzig eine Sammelstelle für die streikenden Hamburger Maurer und Zimmerer errichten zu dürfen, abschlägig beschieden, weil durch solche Sammlungen die Lohnkämpfe zwischen Unternehmern und Arbeitern nur verlängert würden. — Eüher Friede, holde Eintracht, weile, weile über dieser Stadt!

Die **freie Vereinigung der Kaufleute** hielt am Freitag, den 27. Juni, im Saale des Herrn Seefeld, Grenadierstraße eine außerordentliche Generalversammlung ab. Nach dem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag wurde zur Vorstandswahl geschritten und gingen nach lebhafter Debatte folgende Herren aus derselben hervor: 1. Vors. August Penn, 2. Vors. Hermann Leifer, 1. Schriftführer Max Born, 2. Schriftf. Otto Berger, Kassirer Wilhelm Grünel. Nach einer lebhaften Diskussion ging die Versammlung mit einem begeisterten Hoch auf die internationale Sozialdemokratie auseinander.

Fahrschreiber und Berufsgenossen. Sonnabend, den 5. Juli, Abends 8 Uhr, Versammlung bei Seefeld, Grenadierstraße 33. 1. Vortrag des Herrn Richard Baginski über Volkswirtschaftliche Entwicklung. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. — Um zahlreiches Erscheinen bittet der Vorstand.

Freie Vereinigung der Zimmerer Berlins. Generalversammlung am Montag, den 7. Juli, Abends 8½ Uhr, Hochstraße 32a. Tagesordnung: 1. Vortrag und Diskussion. 2. Abrechnung des 2. Quartals 1890. 3. Verschiedenes. Antrag betreffend den Ausschluß von Mitgliedern, welche länger als 3 Monate mit den Beiträgen rezitiren. Pflicht eines jeden Mitgliedes ist es zu erscheinen. Gäste willkommen.

Briefkasten.

G. J. Berlin. Ihr Gedicht haben wir mit Interesse gelesen. Leider eignet sich dasselbe nicht zum Abdruck. Es enthält Verse, die höchst wahrscheinlich zum Gegenstande einer Anklage gemacht würden. — Sie fragen, an welchen Stellen Ihr Gedicht hapere. Stellen, die uns in dieser Hinsicht aufgefallen sind, haben wir im Manuscript, das wir Ihnen zurücksenden, unterstrichen. — Vielsach ist die Wortstellung des Reimes wegen nicht unangebracht genug. — Die Person des Freundes, an dem Sie die Ansprache richten, müßte deutlicher hervortreten. — Die zweiten vier Verse sprechen ein und denselben Gedanken aus. Wenn das gut wirken soll, hätten neue und überraschende Bilder gebraucht werden müssen. — Endlich, es ist doch schwer zu denken, wie des Jornes Adern in Ihrem Blicke glähen sollen?

Albert Auerbach,
Berlin S., Hottbuscher Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

W. Gründel's Restaurant
(früher: B. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.
Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendtisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 20 pt.
nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh. Weberstr. 10
Empfehle meinen werthen Freunden und
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein
Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

Freie Vereinigung der Maurer Berlins u. Umg.
Sonntag, den 6. d. M., Vormittags 10 Uhr, Sebastianstr. 39,
Versammlung.

Tagesordnung:
1. Abrechnung des Kassirers vom 2. Quartal 1890.
2. Abrechnung vom Vermögens-Fond.
3. Wahl eines Revisors.
4. Erziehung des Ausschusses.
5. Verschiedenes und Fragekasten.
Kollegen, welche sich vor der Versammlung als Mitglieder aufnehmen lassen, haben Zutritt. Ein jedes Mitglied wird gebeten dafür zu sorgen, daß diese Versammlung recht zahlreich besucht wird.
Der Vorstand.

General-Versammlung
des Berliner Arbeiter-Bildungs-Vereins
Mittwoch, den 9. Juli, Abends 8 Uhr,
im Lokale des Herrn Lehmann, Schwedterstr. 24.
Tagesordnung:
1. Abrechnung des Kassirers.
2. Vorstandswahl.
3. Vortrag des Herrn Penn über Material- und Arbeitsverschwendung im kapitalistischen Zeitalter.
4. Diskussion.
5. Verschiedenes und Fragekasten.
Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes, in dieser Versammlung zu erscheinen.
Der Vorstand.

Franzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
No. 38, Skalitzer Strasse No. 38,
(in der Ecke bei der Wanteuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügelige Vorbeerkränze von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.
Cigarren- u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
O. Klein, Ritterstraße 15.
Daselbst: **Fahrschreiber, der Gürtler und Bronceur (C. S. 60.)**

Quittungsmarken & Kautschukstempelfabrik
von
Conrad Müller
Schwendisch-Leipzig
empfeht sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franco.
Große und kleine Reste zu Hosen und Anzügen, sowie Kleider- und Regenmäntelstoffe Seidenplüsch, Tricot zu Taillen, gleich ausgemittelt auch angefertigt. **Albert Parls,** Walsenstraße 66.